
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Mai 5/2020

72. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke

Kirche umkrepeln!

Das Evangelium neu wagen ...

Heinz-Josef Fabry

„Ihr aber werdet Priester des Herrn genannt“

Predigt zu 1 Petr 2,4–9 (5. Sonntag der Osterzeit Lj. A)

Christoph Stender

Beten in Konferenzen und Besprechungen

Wenn dem Geist Gottes ein Platz angeboten wird, dann ...

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Petra Dierkes	
Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig!	130
<hr/>	
Christian Hennecke	
Kirche umkrepeln!	
Das Evangelium neu wagen ...	131
<hr/>	
Heinz-Josef Fabry	
„Ihr aber werdet Priester des Herrn genannt“	
Predigt zu 1 Petr 2,4–9 (5. Sonntag der Osterzeit Lj. A)	137
<hr/>	
Christoph Stender	
Beten in Konferenzen und Besprechungen	
Wenn dem Geist Gottes ein Platz angeboten wird, dann ...	141
<hr/>	
Alexander Saberschinsky	
„Es war einmal ...“?	
Liturgie im Wandel – Liturgiegeschichte verstehen	145
<hr/>	
Manfred Glombik	
Es fehlt uns an Subsidiarität	
Bahnen für ein fast 90jähriges Prinzip	151
<hr/>	
Rezensionen	
Elmar Nass: Utopia Christiana. Vom Kirche- und Christsein heute	
Jörg Bremer (Hrsg.): Ein Kelch für zwei	
Matthias Remenyi, Thomas Schärtl (Hrsg): Nicht ausweichen	
Albert Damblon: Dem Tod entgegenbalancieren	156
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

Auch wenn in den Zeiten der Corona-Pandemie vieles an Tätigkeit eingeschränkt ist, gilt es die Zeit danach nicht aus dem Auge zu verlieren. Dazu eignet sich besonders der erste Beitrag der Mai-Ausgabe von **Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke**. Ausgehend von einem biblischen Wort aus Zeiten der schlimmsten Krise entwickelt er nach einer knappen, aber treffenden Analyse ihrer aktuellen Krise eine hoffnungsvolle Perspektive für die Kirche. Ich möchte seine These zusammenfassend zuspitzen: Die Zukunft für die Kirche besteht darin, aus dem „Bring-Modus“ in einen „Entdecker-und-Finder-Modus“ umzuschalten.

Sein Versprechen gilt nach wie vor und wird einmal pro Quartal eingelöst: Zum zweiten Mal also bietet **Prof. Dr. Heinz-Josef Fabry**, emeritierter Professor für die Einleitung in das Alte Testament an der Bonner Fakultät, ein Beispiel für eine an der Heiligen Schrift Maß nehmende Predigt. Der Bogen von eigener Alltagserfahrung zur Zweiten Lesung, die gesamtbiblisch verortet wird, um daraus pastorale und ekklesiologische Funken zu schlagen, die am Ende das Ausgangsbeispiel zu einem überraschenden Leuchtfeuer aufflammen lassen, ist ein ebenso anspruchsvoll wie mitreißend.

In Zeiten des Corona-Virus werden Konferenzen sicherlich deutlich weniger geworden sein. Aber man ahnt schon: Die Schlagzahl wird sich sobald als möglich wieder erhöhen. Der liegen gebliebene Regelungs- und Abstimmungsbedarf wird den Erwartungsdruck an effektives Arbeiten eher steigern. Gerade deshalb ist es gut, auf die geistliche Einbettung allen Mit- und Gegeneinander-Redens zu achten. Gebete, die den Geist Gottes in die Mitte holen und um sein Geleit hinaus in die Zeit nach der Konferenz bitten, hat der Geistliche Direktor des ZK der deutschen Katholiken, **Pfr. Christoph Stender**, formuliert und zusammengestellt – als Angebot für alle jene, die ernsthaft auf der Suche sind vom „Gebets-Sahnehäubchen“ zu einem „spirituellen Flussbett“, das die Wortwasser der Konferenz leitet und zusammenhält.

Liturgiegeschichte klingt nach einem alltagsirrelevantem Teilgebiet der Liturgiewissenschaft. Doch wie viele in der Kirche berufen sich in ihren Argumentationen auf die Geschichte (etwa auf Trient oder das Zweite Vaticanum)! Leitet sie dabei die tatsächliche Geschichte oder nur ein bestimmtes, von welchen Denkvoraussetzungen auch immer geprägtes Bild von Geschichte? Eine neu erschienene Liturgiegeschichte legt nahe, zu festgefahrene Sichtweisen aufzubrechen. **Prof. Dr. Alexander Saberschinsky**, Dozent für Liturgiewissenschaft an mehreren Fakultäten und Liturgiereferent des Erzbistums Köln, stellt das zweibändige Werk knapp vor, ordnet es ein und zieht für die Pastoral relevante Folgerungen.

Das 90jährige Jubiläum der Enzyklika „Quadragesimo anno“ führt zum Schluss **Manfred Glombik**, ein nimmermüder Anwalt der katholischen christlichen Gesellschaftslehre aus dem Bistum Hildesheim, zu einem engagierten Plädoyer für das Subsidiaritätsprinzip, dessen Geist zu verkünden und zu leben gerade der Kirche aufgetragen ist.

Möge Sie am Ende des Monats besonders der Geist glaubender Gelassenheit erfüllen. Der scheint mir an diesem Pfingstfest in vielen Angst machenden Zeiten besonders nötig. So schließe ich mit diesem Wunsch und grüße Sie herzlich

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Petra Dierkes

Jeder Teil dieser Erde ist meinem Volk heilig!

Sonnenuntergänge gehören zu den beliebtesten Fotomotiven. Dank der Hochleistungskameras in unseren Handys reicht ein einziger Klick, um die ganze Schönheit der himmlischen Schöpfung festzuhalten. Gerade in solchen Momenten, wo die Sonne auf- oder untergeht, spüren viele von uns noch das einzigartige Geschenk der göttlichen Schöpfung. Es sind kostbare Augenblicke, in denen uns der Reichtum und die Fülle des Lebens bewusstwerden kann. Wer sein Herz in diesen Zeitfenstern wie die Linse der Kamera öffnet, der spürt: Der Mensch wird in solchen Momenten unendlich klein – und Gott unendlich groß. Das war zu allen Zeiten so. Der Heilige Franz von Assisi hielt diese Erfahrungen in seinem Sonnengesang fest:

*„Gelobt seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
besonders dem Herrn Bruder Sonne,
der uns den Tag schenkt und durch den du uns leuchtest.*

Und schön ist er und strahlend in großem Glanz:

von dir, Höchster, ein Sinnbild.

Gelobt seist du, mein Herr, für Schwester Mond und die Sterne.

Am Himmel hast du sie geformt, klar und kostbar und schön ...“

Wer diesen Gesang hört, kann verstehen, warum Papst Franziskus sich für diesen Na-

menspatron entschieden hat. Das Geschenk der Schöpfung Gottes lag ihm sogar so sehr am Herzen, dass er seine erste große Enzyklika, die er 2015 schrieb, nach einem zentralen Vers aus dem Sonnengesang benannte: „Laudato Si', mi Signore – Gelobt seist Du mein Herr...“. Wer heute mit offenen Augen durch das Leben geht, erkennt nicht nur die Schönheit unserer Erde. Nahezu überall sind deutliche Spuren der Zerstörung und Vernichtung zu entdecken. Unser ganzer Planet und alles, was auf ihm lebt, ist gefährdet wie vielleicht niemals zuvor. Das Gefühl, dass jeder Teil dieser Erde heilig ist, ist uns offensichtlich abhandengekommen. Die Amazonassynode, zu der Papst Franziskus im vergangenen Jahr eingeladen hatte, hat dies mehr als deutlich gemacht. Die Versammelten haben in ihrer Sorge um die „grüne Lunge“ unseres Planeten, des größten Regenwaldes der Erde, aber nicht nur die Zerstörung und das menschliche Versagen benannt. Gerade im offenen Austausch mit den indigenen Völkern, die oft am stärksten von den Folgen der Klimaveränderung und Ausbeutung der natürlichen Ressourcen betroffen sind, sehen sie die Chance für eine wirkliche Veränderung. Viele der Menschen in der Region des Amazonas zeigen uns, wie man im Einklang mit der Natur leben kann. Sie wissen noch, warum ihnen Wasser, Himmel, Erde und Luft heilig sind. Wenn wir bereit sind, die in der Enzyklika Laudato Si' benannten Zusammenhänge zu sehen, können wir das Geschenk der göttlichen Schöpfung vielleicht noch bewahren. Wenn wir in den Armen und Ausgebeuteten dieser Erde unseren Bruder – unsere Schwester wiederentdecken, finden wir die Kraft, das Antlitz der Erde zu erneuern.

„Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, Mutter Erde, die uns erhält und lenkt und vielfältige Früchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter. Gelobt seist Du, mein Herr, für jene die verzeihen, um deiner Liebe willen Krankheit und Not ertragen. Selig die ausharren in Frieden, denn Du, Höchster, wirst sie krönen!“

Christian Hennecke

Kirche umkrepeln!

Das Evangelium neu wagen ...

Der Prophet Jesaja spricht im 55. Kapitel Trostworte. Sie stehen über diesem Tag. Aber er spricht nicht nur vom Durst – er spricht auch über Pläne: Im selben Kapitel, in dem er den Durst des Volkes stillen möchte, und doch zugleich darauf hinweist, worauf es ankommt – nämlich hinzuhören auf sein Wort – da findet sich auch ein Satz, der aufhorchen lässt:

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Wege sind nicht meine Wege – Spruch des HERRN. So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch erhaben sind meine Wege über eure Wege und meine Gedanken über eure Gedanken. Denn wie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt und nicht dorthin zurückkehrt, ohne die Erde zu tränken und sie zum Keimen und Sprossen zu bringen, dass sie dem Sämann Samen gibt und Brot zum Essen, so ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, ohne zu bewirken, was ich will, und das zu erreichen, wozu ich es ausgesandt habe.“ (Jes 55, 8-11).

Darin steckt ja ein Kontrapunkt zur Idee eines Pastoralplans. Diese Worte sind eine doppelte Warnung. Zum einen für die Planer selbst. Unser Plan ist nicht sein Plan, aber es gibt einen Plan ... Und für alle, die planlos sind, ist dies auch eine Herausforderung: Es gibt einen Plan, es gibt einen Weg.

Und es ist ja klar: denn wir sind auf einen Weg, und dieser Weg ist begleitet, in jeder Zeit, vom Herrn selbst. Und gerade wenn sich so viel verändert, wenn wir massive Krisengefühle haben, dann stellt sich die Frage, ob wir selbst das glauben.

Ich komme aus einem Bistum im Norden Deutschlands. Unser Bistum mit einer riesigen Fläche lebt diese Frage: Denn wenn wir immer weniger Priester haben – wie gestaltet sich dann die Kirche in einer Gegend, in der wir auf großen Flächen in kleinen Zahlen sind? Ja, hier geht etwas zu Ende, die kleine Volkskirche wird zu Ende gehen. – Ist das das Ende, sollen wir depressiv dem Untergang entgegenfiebern, die Apokalypse besingen und im Kontext einer norddeutschen Mystik immer wieder sagen: „Man müsste“?

Aber es ist eben diese Grundfrage: Können wir glauben, dass Gott mit uns auf dem Weg ist? Lassen wir uns darauf ein, dass er uns neue Wege führt? Aber wenn dies die entscheidende Frage ist, dann folgt sogleich eine zweite: Erkennen und erfahren wir das? Wie geht das? Wollen wir erkennen, wohin er uns führt?

Eine neue Logik

Dafür braucht es offensichtlich eine andere Logik. Um zu erkennen, brauche ich ein neues Verstehen. Interessanterweise wird genau dies auch angesprochen. Denn Gott sendet ja sein Wort in unsere Welt. Und dass eben verwandelt und bringt Frucht. Gemeint ist also nicht einfach „ein Wort“, sondern – wie später im Johannes-evangelium – der „Logos“, die „Architektur“, in der und aus der wir schöpfen können, wenn wir entdecken wollen, wohin er uns heute führt.

Und deswegen: Wenn der Herr seine Kirche umkrepelt, dann sind vor allem wir herausgefordert, uns neu auf das Evangelium neu einzulassen. Denn genau darin besteht ja das Wagnis: Das Evangelium schenkt eine andere Logik des Sehens, die aber dann greift, wenn wir von ihr ergriffen werden und aus ihr leben. Der Herr wagt sein Evangelium mit uns. Und wir können es dann wagen, ihm auf dem Weg zu folgen, seine Wege mitzugehen.

Mir rückt ein Lied nahe, das wir oft im Gotteslob singen. Das wird nämlich hier ganz existenziell: „Herr gib uns Mut zu glauben, an dich den einen Herrn. Wir danken dir, denn du bist uns nicht fern. Herr gib uns Mut zu hören, auf dass was du uns sagst. Wir danken dir, dass du es mit uns wagst“ (GL 448). Gerade heute, in Zeiten des radikalen Umbruchs, stellt sich also diese Frage: Wollen wir einfach irgendwie weitermachen, kriegen wir es noch irgendwie hin, das kirchliche Gefüge irgendwie zu erhalten, oder haben wir Mut, zu hören, zu gehen in der Gegenwart Gottes?

Neu sehen lernen

Es gab immer wieder Krisen auf dem Weg des Volkes Gottes. Gott ist ja krisenerprobt. Und wenn man das Alte Testament aufmerksam liest, dann könnte man auch auf den Gedanken kommen, dass dieses Volk eigentlich immer in der Krise ist.

So ist es auch diesmal, zur Zeit des Propheten Jesaja: Das Volk ist im Exil. Und es versteht die Welt nicht. Nichts geht mehr. Die Trauer ist groß, die Desorientierung auch. Und genau in dieser Situation meldet sich Gott durch den Propheten:

„Doch denkt nicht mehr an das, was früher geschah, schaut nicht mehr auf das, was längst vergangen ist! Seht, ich schaffe Neues; Schon sprosst es auf. Merkt ihr es nicht?“ (Jes 43,18)

Ein spannendes Wort in spannender Zeit. Denn zunächst fordert dieses Prophetenwort dazu auf, sich neu zu orientieren. Das zentrale Wort ist hierbei die Umkehr, die *metánoia*: Dieses zentrale Wort ist ja eine Einladung, neu zu denken, neu zu sehen. Und dass das nicht einfach ist, wird in dem ersten Satz deutlich. Wir alle sind geprägt von Erfahrungen der Vergangenheit, von tiefergreifenden vollen Kirchen etwa, von Zeiten, in denen es – zweifellos verklärt – „besser war“. Aber genau das macht – so sagt Jesaja – „blind“:

immer wenn wir uns auf irgendeine Vergangenheit stützen oder an ihr hängen.

Neu sehen lernen wir nur, wenn wir hinter uns lassen, was war. Und zwar nicht etwa deshalb, weil es schlecht war. Im Gegenteil: Gott – und so sagt er es auch – hat durch alle Zeiten gehandelt, gewirkt, befreit, erneuert. Es war immer Er. Aber entscheidend ist die Freiheit, sein heutiges Handeln zu entdecken: „Seht, ich schaffe Neues ...“ Es ist noch klein, übersehbar. Aber die Frage ist: Können wir uns öffnen und glauben, was er uns zeigt? Haben wir den Mut dazu? Denn eins ist klar: Gott schafft dieses Neue auch ohne uns ...

Der Klimawandel

Aber wenn wir wirklich genau hinsehen, auf die Wirklichkeit, die uns umgibt. Dann sehen wir eine Krise, die sehr massiv ist. Sie ist lange angelegt. Schon 1943 hat man in Frankreich davon gesprochen, dass Frankreich ein Missionsland sei. 1948 sagte das Ivo Zeiger SJ für Deutschland. Aber offensichtlich kann man langsame und langfristige Veränderungen ausblenden, nicht wahrnehmen wollen. Der Klimawandel lässt grüßen. Wir schauen genauer hin: Schon lange löst sich eine Gemeindegestaltung auf. Gruppen und Gemeinschaften sind in massiver Veränderung. Wie sagten man mir treffend in einer Pfarrei im Blick auf Altengruppen: „Die Alten werden immer älter und haben keinen Nachwuchs mehr“. Nein, wir alle sind anders geworden. Wir wählen, wir „tun, was uns richtig erscheint“, wir sind nicht mehr in einer bestimmten Gemeindeform einsehbar. Wir müssen nicht mehr zur Kirchen kommen – wir suchen uns den Ort, der uns nährt, selbst dann, wenn es in einer anderen kirchlichen Tradition oder Konfession ist. Wir haben Durst – und wir gehen. Die Selbstverständlichkeit eines ererbten Glaubens hat sich aufgelöst. Und die Herausforderungen unserer Zeit verweisen uns darauf, dass dieses Gefüge sich auflösen wird. Und auch die Selbstver-

ständigkeit einer ererbten und internalisierten hierarchischen Oben-Unten Perspektive wird massiv in Frage gestellt.

Dieser Klimawandel hat massive Auswirkungen, auch wenn er sich ungleichzeitig und langsam fortschreitend zeigt. Er deutet einen Paradigmenwechsel an, der uns in eine gänzlich andere Situation bringt. Christoph Theobald, der bekannte französische Theologe, sieht die Zeit vorbei, in der man irgendwie noch denken konnte, eine Volkskirche wieder zu renovieren. Wir sind – so sagt er – in einer Situation, die am ehesten noch der Apostelgeschichte gleicht: Wir stehen am Anfang, in einer kleinen Zahl – inmitten einer nicht mehr geprägten Gesellschaft – und suchen gemeinsam mit den Menschen unserer Zeit nach dem Weg, wie das Evangelium vom Reich Gottes heute wirksam werden kann.

Das Konzil als Wegöffner

Wie können wir anfangen? Das II. Vatikanische Konzil hat genau in der prophetischen Wahrnehmung dieses Umbruchs einen ersten Weg gebahnt. Für das Konzil ist das „Hinausgehen“ in die Welt zentral. In der programmatischen Konstitution „Gaudium et spes“ ist deutlich diese Richtung gewiesen: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen, besonders der Armen und Bedrängten jedweder Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (GS 1). Diese Programmatik ruft zweierlei ins Gedächtnis: Zum einen wird es immer darum gehen, sich nicht zuerst um sich selbst zu kümmern, sondern um die Menschen, mit denen wir leben; zum anderen kommt es darauf an, „Jünger Christi“ zu sein: das Evangelium in sich zu tragen, die Sendung Christi.

Dann aber gilt es, „in jeder Generation“ neu zu fragen (GS 4), wie das Evangelium heute neu verkündet werden kann. Es ist eben nicht so einfach, dass dieses Evangelium nur einfach so gesagt werden kann –

es braucht immer wieder die Achtsamkeit für die Situation, für die Fragen und Sehnsüchte der Menschen. Und im Verstehen dieser Wirklichkeit kann dann eine neue Weise gefunden werden, dem Evangelium Gestalt zu geben.

Vielleicht fasst diesen Weg zu den Menschen kein Text so brillant zusammen wie Gaudium et spes 11. Hier formuliert das Konzil: *„Im Glauben daran, dass es vom Geist des Herrn geführt wird, der den Erdkreis erfüllt, bemüht sich das Volk Gottes, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, die es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit teilt, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes sind (GS 11).“*

Hier wird zentral formuliert, wie wir den „Durst“ der Menschen aufgreifen können. In den „Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen“, die wir mit allen Menschen teilen – denn wir sind ja auch Zeitgenossen – können wir den Durst der Menschen, unseren Durst wahrnehmen. Es gilt also, hier genau hinzusehen, wahrzunehmen, hinzuhören auf die Zeichen unserer Zeit. Das ist der erste Schritt.

Aber der zweite Schritt ist genauso wichtig: Es gilt, diese Zeichen im Licht des Evangeliums zu deuten. Das ist ein komplexes Geschehen, ein voraussetzungsreiches Unterfangen. Denn zum einen setzt es voraus, dass wir selbst vom Evangelium, von seiner Logik, geprägt sind. Aber es reicht noch tiefer. Denn umgekehrt führen die Zeichen der Zeit auch dazu, dass wir den innersten Kern des Evangelium überhaupt selbst entdecken und neu sagen können. Es ist also ein gemeinsamer Lernprozess: Im Hören auf die Zeichen der Zeit entdecken wir selbst das Evangelium neu, und können dann auch entdecken, welches der Weg ist, den Gott mit uns gehen will – und wie er heute gegenwärtig ist.

Kein anderer als der schon verstorbene Bischof Klaus Hemmerle hat dieses so brillant zusammengefasst. Er schreibt zu Be-

ginn der 90er Jahre: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe“ (Klaus Hemmerle, Spielräume Gottes und der Menschen, 329).

Dieser Lernprozess, der hier angedeutet ist, setzt eben jene Wirklichkeitssicht voraus, die in *Gaudium et spes* grundgelegt ist: der Heilige Geist erfüllt den Erdkreis, und deswegen darf mit Recht damit gerechnet werden, dass in den Sehnsüchten, im Durst der Menschen sich Gottes Gegenwart und Gottes Wegweisung verbirgt. Und zugleich haben eben wir Christen auch jenen Geist, in dem wir unterscheiden lernen können, welche weiterführende Perspektive der „Durst“ der Menschen heute für den Weg des Volkes Gottes inmitten der Menschen hat.

Deutlich wird hier, wie wesentlich dieses Vorgehen ein gemeinsames, ein synodales Geschehen ist.

Ein kurzer Blick auf den Durst

Wenn wir wirklich hinsehen, wenn wir wirklich zuhören, was sehen wir denn dann? Können wir nicht in der gefühlten Einsamkeit vieler Menschen, aber gerade auch in der überbordenden Kommunikation einen Durst nach echten Beziehungen sehen? Wird nicht in Bewegungen und Kommunen, bei Protesten der ‚Fridays for Future‘ und in vielen anderen Situationen deutlich, dass es einen Durst nach Teilhabe und Partizipation gibt? Es gibt – in allen Varianten – den Durst nach Sinn und einem guten Leben. Und wenn wir immer wieder davon sprechen, dass wir so individualistisch geworden seien – gibt es nicht weiterhin und tief im Herzen vieler Zeitgenossen die Frage nach echter Zugehörigkeit und Heimat? Alle diese Sehnsüchte gilt es zu deuten. Es ist gar nicht so schwer, denn wir selbst spüren diese Sehnsucht ja in uns. Und

wir dürfen annehmen, dass hier der Geist Gottes machtvoll weht.

Wenn wir dies alles würdigen könnten, dann könnten wir auch entdecken, wie dieser Geist Gottes heute auch die Kirche neu gestalten will. Es geht nicht zuerst um Strukturen, schon gar nicht zuerst um Institution, sondern um Erfahrungen und Geschichten, Beziehungsnetze und Fülle des Lebens, die zwischen uns wirkt. Wir wissen alle, dass es so nicht weitergehen kann, wie es früher war. Aber zeichnet sich hier nicht eine Kirchengestalt ab, die zwar anders ist, aber dennoch die inneren Kennzeichen der Gegenwart Gottes trägt?

Könnten wir uns plötzlich nicht wiederfinden in jener geistigen Nähe zu den Aposteln, die mit Erstaunen registrierten, dass der Geist Gottes auch jenseits des Judentums lebendig war und Menschen zu einer neuen Art des Glaubens an die Gegenwart Gottes führte? Ist es heute nicht genau so?

Der rote Teppich

In den Erneuerungsprozessen der anglikanischen Kirche summieren die Protagonisten in einem eindrücklichen Dreisatz ihre Erfahrungen: Zuerst haben wir gedacht, wir werden attraktiv, damit die Leute in die Kirche zurückkommen – aber das hat nicht geklappt. Dann haben wir gedacht: wir holen sie dort ab, wo sie stehen, und bringen sie zur Kirche zurück. Auch das hat nicht gefunkt. Und dann sind wir zu ihnen gegangen, um bei ihnen zu bleiben und das Evangelium zu entdecken ... Das erwies sich als der Weg.

Daran musste ich denken, als ich den roten Teppich sah, der hier vor der Kirche ausgerollt ist. Aber: Es geht nicht so sehr darum, dass Menschen in unsere Kirche kommen – eigentlich ist es fast umgekehrt: Können wir nicht hinausgehen?

Aus der Kirche von England habe ich einen wunderbaren Kurzbegriff für diese

Dynamik mitgenommen: „mission shaped church“ – gemeint ist, dass die Kirche nicht einfach da ist, sondern sie entsteht und wird gerade dadurch, dass Christen ihre Sendung ernstnehmen. Und aus dieser Sendung, aus diesem Sein bei den Menschen wächst dann Kirche. Es geht also darum, wie wir den Weg zu den Menschen herausfinden – auf dem roten Teppich! Es geht also eher darum, wie wir mit unseren Mitmenschen die Fülle des Lebens suchen und finden – und damit sind wir eigentlich die Herausgeforderten. Können wir unsere Art, unsere Form, unsere Voreinstellungen loslassen, unsere Identität hinter uns lassen, um sie neu mit denen zu entdecken, die Gott so sehr liebt?

Damit wird das Wagnis des Evangeliums endgültig zum Abenteuer! Denn wie dann das Evangelium in unserer Kultur ankommt und welche Gestalt es annimmt, das können wir im Vorfeld gar nicht selbst bestimmen ...

Erfahrungen

Solche abenteuerlichen Geschichten und ungewohnte Blickwinkel gibt es. Und eigentlich sind sie dann auch gar nicht so revolutionär, sondern liegen auf der Hand. Einige möchte ich erzählen:

Da sind die wenigen alten Frauen in einer kleiner anglikanischen Gemeinde auf dem Land. In einer alten Kirche. Der Pfarrer, der mehrere Pfarreien begleitet, muss ihnen deutlich machen, dass die Pfarrei die Kirche nicht mehr unterhalten kann ... Und dann sagt er: „Aber ich möchte euch einladen, dass ihr weiter miteinander betet, zu Hause, und dabei besonders für das Dorf betet, in dem ihr lebt. Und die Frauen tun das: Sie treffen sich und beten für das Wohl des Dorfes. Und in diesem Beten fällt ihnen auf, dass in der Nachbarschaft eine allein-erziehende Mutter Unterstützung braucht. Und sie gehen hin: „Wir würden gerne unsere Unterstützung anbieten – wenn Sie

mögen, können wir ab und zu ihre Kinder sitzen...“ Die Frau ist irritiert: „Wie sind Sie darauf gekommen?“ Die Frauen erzählen von ihrem Gebetskreis ... Und die Frau sagt: „Dann möchte ich mitbeten ...“ Und so breitet sich dieser kleine Kreis aus. Hier wächst vor Ort, in den Möglichkeiten, die da sind, Kirche heran – eine „Hausgemeinde“.

Und wer beginnt hinzuschauen, der entdeckt ähnliche Aufbrüche an vielen Stellen. Ich denke an das christliche Netzwerk junger Manager/innen, das sich in einer großen Beratungsfirma gebildet hat. Wenn diese sehr beeindruckenden Christinnen und Christen sich einmal im Monat zu einem „biblischen Konferenzgespräch“ am Telefon treffen, wenn eine Flüchtlingsinitiative immer mehr Gemeinschaft wird, in der Menschen Freude und Hoffnung, Trauer und Angst teilen, wenn ein katholisches Krankenhaus zum Ort der spirituellen Vertiefung für Mitarbeitende und Patienten wird – wie in Halle –, dann wird deutlich, welche große Vielfalt an möglichen Formen des Kircheseins entsteht, dort, wo Menschen mit Leidenschaft das Evangelium teilen.

Ja, und Kirche ist dabei nicht das Erste: Zunächst und vor allem geht es darum, dass das Evangelium von der Nähe Gottes zu den Menschen im Leben der Menschen wirklich werden kann. Das „Reich Gottes“ ist nah, wird erfahrbar, in aller Fragilität und Provisorität – aber es ist ja dann auch denkbar und gar nicht so selten, dass sich diese flüssige Erfahrung „kristallisiert“ und Kirche neu erfahrbar wird.

Die Ernte ist groß

Deswegen können wir vielleicht einstimmen in die Sichtweise Jesu. Immer wieder wird ja im Evangelium deutlich, dass das Reich Gottes nicht etwas Ausstehendes, sondern schon Erfahrbar-Anwesendes ist. Und deswegen spricht Jesus immer wieder davon, dass die Ernte groß ist: Alles ist

schon irgendwie da, und will doch entdeckt und ins Licht gehoben werden. Die Jüngerinnen und Jünger sind gesandt, zu zweit, um in dieser Perspektive und in der liebevollen Absichtslosigkeit diesen Schatz zu heben, der im Acker der Menschheit verborgen ist.

Und die Jüngerinnen und Jünger sind gesandt, nicht mit ihren eigenen Mitteln etwas herzustellen, sondern in der Begegnung mit den Menschen des Friedens gemeinsam zu entdecken, dass das Reich Gottes da ist ...

Ein Lernprozess

Dieses Hinausgehen, diese Perspektive – kann man das lernen? Ganz sicher geht das nicht durch irgendwelche Rezepte und schon gar nicht durch ein „copy and paste“ von irgendwelchen gelungenen Erfahrungen.

Es geht eher um einen langsamen Prozess, der uns diese neue Perspektive erfahren lässt und in dem wir uns einüben in diese neue Logik des „Wortes“, des Evangeliums. Zunächst gehört dazu die Erfahrung des Zuhörenlernens auf das Wort Gottes – als ein Weg, bei dem wir die Gegenwart des Herrn erspüren und ernstnehmen. Das ist ein geistlicher Prozess, ein spiritueller Auftakt, der dann aber dazu einlädt, in jenes neue Sehen einzutreten, von dem wir gesprochen haben. Es geht darum zu lernen, wie wir gemeinsam die Gegenwart Gottes und seinen Weg mit den Menschen entdecken können in den Herausforderungen, Fragen und Anliegen der Menschen, mit denen wir diese Zeit teilen.

Ein solcher Prozess lässt uns dann auch verstehen, wie wir als Kirche uns Schritt für Schritt weiterentwickeln können. Dort, wo wir uns bewußt werden, an welcher Stelle in dem Entwicklungsprozess der Gemeinschaft vor Ort wir stehen, können wir dann auch verstehen, welches der nächste Schritt sein könnte.

Der „Kirchenkurs“, den wir als Prozess- und Lerninstrument entwickelt haben², soll dann ja dazu beitragen, dass wir vor Ort, in den konkreten Situationen, kleine Entwicklungsschritte wagen können.

Nein, es ist dann eben nicht irgendein Plan, der von oben herunterregnet und den wir dann irgendwie umsetzen müssten (und nicht wollen), sondern ein achtsames Hinhören und Unterscheiden der Wirklichkeit, der wir begegnen. Es geht darum, fähig zu werden, die Energien und Gaben zu entdecken, die zu fördern und ins Licht zu rücken wären. Es geht darum, Krisen und Anlässe als Gelegenheit wahrnehmen zu können, wo durch den Tod und die Krise neues Leben werden kann.

Dann wird in der Tat eine Entwicklung in Gang kommen: an jedem Ort. Das ist ein sanfter Prozess, wo gewachsene und unerwartete Formen des Kircheseins ins Blühen kommen – in großer Vielfalt und reicher Unterschiedlichkeit. Und es entsteht eine neue Perspektive, die zukunfts offen die Chancen sieht und nutzt, die in der Kirche heute zu entdecken sind.

Aber vor allem wachsen in diesem Prozess neue Haltungen in uns, die die „Umkehr“ bezeugen, die ja gerade der Prophet Jesaja ins Licht rückte. Es wird uns gelingen, von unseren eigenen Bildern wegzukommen, und eine neue katholische Weite zu entdecken: Wir dürfen uns freuen an einer großen Weite katholischer Kirchenwirklichkeit, die nicht eingeengt werden muss in „eine Gemeinde“, sondern als vielfältiges Netzwerk unterschiedlicher spiritueller Prägungen existiert. Wenn die Anglikaner hier von einer „generous orthodoxy“ sprechen, ist genau das gemeint: die Freude über die Vielfalt in der Kirche.

Uns selbst wird das Abenteuer des Christseins wichtiger. Wir gehen als lernende und staunende Jünger/innen durch diese Welt, im Zuhören und Hören auf das Wort Gottes und mit leidenschaftlicher Absichts-

losigkeit für die Menschen und mit den Menschen unserer Zeit. Es geht darum, mit ihnen gemeinsam das Evangelium zu entdecken.

Und wir werden lernen dürfen, dass wir auf dem Weg gemeinsam vorangehen, in geistlich geprägten Suchgemeinschaften, als Hauptberufliche und Engagierte – und so als Lerngemeinschaft. Wir lernen die Welt neu – wir lernen das Denken und Fühlen der Menschen – und wir lernen unseren eigenen Glauben neu.

Anmerkungen:

- 1 Vortrag im Kontext des Diözesanforums plan.los! am 11. Oktober 2019 in Dornbirn.
- 2 C. Hennecke/G. Viecens, Der Kirchenkurs. Wege zu einer Kirche der Beteiligung. Würzburg 2017.

Heinz-Josef Fabry

„Ihr aber werdet Priester des Herrn genannt“

Predigt zu 1 Petr 2,4–9 (5. Sonntag der Osterzeit Lj. A)

Vor wenigen Wochen kommt eine recht betagte Nachbarin auf mich zu und teilte mir mit, dass sie soeben ihren katholischen Ehemann ins Universitätsklinikum habe einliefern müssen. Die Ärzte meinten, es sei wenig Hoffnung. Der Krankenhauseelsorger habe ihm das Sakrament der Krankensalbung gespendet. Sie sei evangelisch und könne damit nicht viel anfangen. „Und ich? Wer kümmert sich um meine Not?“ Damit hielt das Taxi, das mich zum Bahnhof bringen sollte. Ich konnte ihr noch zurufen, dass ich mich kümmern werde. Und schon ging die Fahrt los. Wahrlich, das war keine Glanzleistung von mir, einen Menschen in seiner Not stehen zu lassen, ihn zu vertrösten und nicht zu trösten. Wie formulierte es kürzlich der designierte Bischof von Augsburg Bertram Meier: „Wenn Bleiben angesagt ist, kann ich nicht gehen“. Wahrscheinlich kennt jeder Seelsorger, jeder Priester diese Situation, in der sich Termine derart rüde überschneiden, dass man verzweifeln möchte. Jemanden ungetröstet stehen zu lassen geht nicht! Und trotzdem geschieht es immer wieder, nicht mutwillig oder böswillig, nein: weil es im Augenblick nicht anders geht.

Was kann uns die Lesung des heutigen Sonntags aus dem 1. Petrusbrief dazu sagen? Zur Zeit seiner Abfassung gegen 90 n. Chr. lag Palästina nach dem 1. Jüdischen Krieg in Trümmern. Faktisch war das palästinische Judentum zerschlagen. Seine Reste hatten sich – genau wie auch die christ-

liche Urkirche – in den Weiten des römischen Reiches verstreut. So dürfte auch unser Brief eher in Rom als sonstwo geschrieben worden sein. Mehr denn je übte die römische Kultur mit ihren vielen attraktiven Göttinnen und Göttern einen ungeheuren Reiz auf die christliche Gemeinde aus, die im vergeblichen Warten auf die Wiederkehr des Messias Jesus Christus innerlich müde geworden war. Deshalb wurde es immer dringender, dass die Gemeinde sich nicht aus den Augen verlor: sich und den Grundstein, auf dem sie gebaut war. Der Brief spricht so oft vom Stein und von Felsen, dass er – so meinte es wohl ein späterer Autor – vom Apostel Petrus selbst stammen müsste.

Und geradezu mit der ganzen apostolischen Autorität stimmt er die Gemeinde auf Christus ein. Da er der Grundstein ist, müssen sie lebendige Steine sein, die zu einem geistigen Haus zusammengefügt werden sollen. Diese geistige, weil geistgewirkte Existenz der Kirche steht all denen entgegen, die den Eckstein Jesus Christus verworfen haben. Diese Verwerfer sind zugleich die Verworfenen von ihrer Bestimmung her. Hier möchte man dem Autor widersprechen, denn für einen Christen ist es undenkbar, dass jemand dazu bestimmt sein könnte, verworfen zu sein und grundsätzlich keinen Anteil an der heilenden Barmherzigkeit Christi zu haben. Der Autor lässt hier die Terminologie der Gnosis anklingen, um zugleich diese Lehre als antichristlich zu entlarven.

Der christlichen Gemeinde aber versichert er: *„Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm“*. Unsere Kirche hat daraus die Lehre vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen entwickelt, was aber – so wird man meinen dürfen – bis heute nicht in den Köpfen der einzelnen Christen angekommen ist. Dabei ist diese göttliche Weisung dem erwählten Gottesvolk schon von alters her zugesagt. Schon in Ex 19,6 heißt es: *„Jetzt aber, wenn ihr auf meine*

Stimme hört und meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein. Mir gehört die ganze Erde, ihr aber sollt mir als ein Königreich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören“. Die ganz Klugen haben hier zu differenzieren gewusst zwischen dem heiligen Volk und dem Königreich von Priestern, wobei letztere ausgestattet mit der Regal-Gewalt natürlich das Sagen haben. Die syntaktisch naheliegende Möglichkeit eines synonymen Parallelismus könne man ad acta legen.

Schon wesentlich deutlicher formuliert hier Jes 61,6 in seiner hoffnungsvollen Botschaft an die Bewohner Jerusalems, die unter der katastrophalen Situation des Nach-Exils leiden: *„Fremde stehen bereit und weiden eure Herden, Ausländer sind eure Bauern und Winzer. Ihr aber werdet Priester des Herrn genannt, Diener unseres Gottes sagt man zu euch“*.

Nach einer alten Kölner Regel kann man das so interpretieren: Wenn etwas zweimal gesagt wird, könnte es wichtig sein! Die beim dritten Jesaja angesprochene Situation ist die der noch ausstehenden, aber bald zu erwartenden Endzeit, in der Gott alle sozialen Zustände auf den Kopf stellen wird: *„Reiche stürzt er vom Thron ...“*. Es ist die Situation der Gottesherrschaft, in der die, die sich zu ihm bekennen, ihm als seine Priester dienen. Priester sein und Gottesdienst sind eins und als solche sind sie das Existential des Gottesvolkes. Diese Gleichung gilt auch umgekehrt: Das Existential des Gottesvolkes verwirklicht sich in Priestersein und Gottesdienst. Nun könnte man ja meinen, die beiden alttestamentlichen Aussagen seien historisch bedingt und hätten den Niedergang der Tempelpriesterschaft dazu benutzt, ihre Aufgaben nun auf das ganze Volk zu übertragen. Das ist aber schon deshalb zu kurz gedacht, weil es ja hier um eine eschatologische Wirklichkeit geht, die endgültig ist. Das aber heißt, dass das Gottesreich nicht unterscheidet zwischen Amtspriestertum und allgemeinem Priestertum.

So ist es dann folgerichtig, dass auch die Geheime Offenbarung des Johannes diese alttestamentliche Weisung aufgreift und den Herrn preist: „*Ihn, der uns liebt und uns von unseren Sünden erlöst hat durch sein Blut, der uns zu einem Königreich gemacht hat und zu Priestern vor Gott, seinem Vater: Ihm sei die Herrlichkeit und die Macht in alle Ewigkeit. Amen*“ (Offb 1,6). Damit ist nun – um wieder das Kölner Regelwerk beizuziehen – nach dreimaliger Nennung eine feste Tradition gebildet, die man nicht mehr außer Acht lassen darf. Und trotzdem sieht sich der Seher vom Athos genötigt, diese Tradition ein weiteres Mal in einem Gebet der Heiligen ins Wort zu heben: „*Würdig bist du ... du hast mit deinem Blut Menschen für Gott erworben aus allen Stämmen und Sprachen, aus allen Nationen und Völkern, und du hast sie für unseren Gott zu einem Königreich und zu Priestern gemacht*“ (Offb 5,10) und ihr damit eine zusätzliche „himmlische Autorisierung“ zu vermitteln.

Spätestens jetzt ist diese Weisung nicht mehr zu übersehen und man fragt sich verwundert, warum sie gleich fünfmal in unserer Heiligen Schrift aufgeführt wird. Es kann letztlich nur einen Grund geben: Diese Weisung, diese Qualifikation des Gottesvolkes ist an der Realität gescheitert und scheitert daran bis heute. Kann man diese Tradition wirklich so falsch verstehen, dass man daraus einen Angriff auf unser Weihpriestertum stricken will? Sollte man nicht umgekehrt unsere Priester ermutigen, sich auf die Heilige Schrift zu besinnen und daraus befreiende Impulse zu gewinnen? Sollten wir nicht zugleich auch uns und unser Gottesvolk ermutigen, das allgemeine Priestertum, das uns unser Herr gleich fünfmal zugeschrieben hat, ernsthaft wahrzunehmen. Die Weisung an Moses, die vom dritten Jesaja weitergegebene Weisung und die eindrückliche Erinnerung an die Weitergabe durch den Herrn selbst und durch die Heiligen in der Geheimen Offenbarung sind keine Gedankenspielen, sondern sie sind Gottes Weisung und damit quasi Weisungen göttlichen Rechts!

Dass die frühe Kirche dieses Recht angewandt hat, geht eindeutig aus der 1. Lesung des heutigen Sonntags hervor, wo von den Zwölfen berichtet wird, dass sie sieben Diakone durch Handauflegung aussenden, damit sie caritative Dienste ausüben (Apg 6,6). Und Lukas beeilte sich hinzuzufügen, dass das Wort Gottes sich ausbreitete. Diese Aussendung war also nicht nur caritativ, sondern auch missionarisch ausgerichtet und machte sogar auf die jüdischen Tempelpriester einen solchen Eindruck, dass sie sich zum christlichen Glauben bekehrten. Gerade diese unscheinbare Nebenbemerkung des Lukas zeigt seine historische Situation, in der ein christliches Priestertum offensichtlich noch völlig unbekannt war und sich der priesterliche Vollzug der christlichen Gemeinde in Gottesdienst und Dienst am Nächsten realisierte. Im Blick auf den Herrn, dem Eckstein der Gemeinde, ergab sich das urchristliche Subsidiaritätsprinzip wie von selbst. Natürlich tat nicht jeder das, was er wollte, sondern er wurde von den Aposteln mit dem beauftragt, was er konnte.

Das erinnert uns an den Verfasser des Jakobusbriefes, der dazu aufruft: „*Ist unter euch jemand krank, dann rufe er die Ältesten der Gemeinde zu sich; sie sollen Gebete über ihn sprechen und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben*“ (Jak 5,14). Man muss die Umsicht der christlichen Urgemeinde preisen, die sich eine so einfache und kluge Grundstruktur errichtet hatte, mit der sie ihrer Aufgabe der *diakonia*, *martyria* und *liturgia* nachkommen konnte, so selbstverständlich, so effektiv. Und schließlich ist uns erst mit der neuen Einheitsübersetzung wieder bewusst geworden, dass niemand Geringerer als Paulus eine gewisse Junia (zusammen mit Andronikus) als Apostelin gepriesen hat (Röm 16,7). Womit wir endlich und längst überfällig auch an die Frauen in Gemeinde und Kirche gedacht haben.

Versuchen wir aus alledem einen Überblick zu gewinnen: Es ist selbstverständlich, dass die Kirche in ihrer Entwicklung

aus einer kleinen Urgemeinde hin zur Weltkirche eine Struktur entwickeln musste, die die Ausübung der Grundfunktionen gewährleistet. Auch braucht es dazu die Entwicklung eines konsistenten Kirchenrechts. Dies steht völlig außer Frage. Aber es verwundert schon, dass die frühchristlichen Grundvollzüge und Funktionen in Vergessenheit geraten sind. Die Herausarbeitung von Ämtern und Diensten zur Zeit der Kirchenväter mögen auch noch weitgehend vom Subsidiaritätsprinzip bestimmt gewesen sein. Aber die anschließende Vermischung kirchlicher Funktionen mit staatlichen Strukturen mag eine historische Notwendigkeit gewesen sein, hat aber auf lange Sicht hin Weichen in falsche Richtungen hineingestellt.

Wenn gegenwärtig aus bestimmten Richtungen der kirchlichen Hierarchie der massive Glaubensverlust unter den Christen betont wird, ein Verlust, der die gegenwärtige Kirche in vielerlei Hinsicht in Schiefelage gebracht hat, so kann man das nicht einfach als rechts-traditionalistisch abtun. Im heutigen Evangelium berichtet Johannes aus der ersten Abschiedsrede Jesu: *„Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, und er wird noch größere als diese vollbringen, denn ich gehe zum Vater“* (Joh 14,12). Welch ungeheure Kraft spricht Jesus dem Glauben zu und welch großes Vertrauen hat er in der Kraft der Glaubenden! Wir Glaubende sollen noch größere Werke als seine vollbringen? Jesus vertraute seiner Jüngerschar ein enormes Potential zu, das sich auch in den gewaltigen Anfechtungen der Folgezeit bewähren sollte.

Sind wir angesichts dessen nicht wirklich kleingläubig geworden? Wir sind gewohnt, dass in unserer Kirche die meisten Dinge über unseren Köpfen hinweg reglementiert werden. Das schließt aber ein, dass wir auch aus der Verantwortung genommen werden, dass wir uns selbst in eine wohlige Bedeutungslosigkeit verlieren, da ja alles bestens geregelt ist. Dass sich das in einem langen

schleichenden Prozess als Irrtum herausgestellt hat, wird uns gegenwärtig in einem erschreckenden Maße deutlich. Und wir sehen, wie schwer es ist, Verantwortlichkeiten zu delegieren, weil es die Einsicht erfordert, dass auch die andere Christin/der andere Christ am Glaubenspotential teilhat, dass auch die andere Christin/der andere Christ sich für diese Kirche und für die darin lebenden Christen verantwortlich fühlt und mit allen zusammen die Frohe Botschaft vernehmen und danach leben will. Wer da Macht hat und an sie glaubt, der kann nicht an den glauben, von dem die Macht ausgeht.

Zum Schluss möchte ich noch zurückkehren zum Anfang: Auf dem Weg zum Bahnhof habe ich einen befreundeten alten Priester angerufen und ihn gebeten, der alten Dame Trost zu spenden. Gleich nach meiner Rückkehr einige Tage später rief mich die Dame an und pries in höchsten Tönen den Pater, der mit ihr, der evangelischen Frau in ihrer Not ein hilfreiches und heilendes Gespräch geführt hat. Nicht jede/r kann immer alles, aber alle können vieles! Amen.

Christoph Stender

Beten in Konferenzen und Besprechungen

Wenn dem Geist Gottes ein Platz angeboten wird, dann ...

Wenn dem Geist Gottes in Tagungen, Konferenzen und Besprechungen ein Platz angeboten wird, dann sollte auch seine „andauernde“ Präsenz gewollt sein, sowie die sich daraus ergebenden Konsequenzen während der Begegnungen.

Denn dieses Platzangebot kann nicht bedeuten, den Geist Gottes nur für ein ca. drei minütiges Gebet herein zu bitten und ihn anschließend zu entlassen bis ca. drei Minuten vor Ende des Treffens, um ihn dann, meist gehetzt, nochmals kurz herein zu bitten für einen kleinen Segen oder Ähnliches.

Solche oft üblichen und meist kurzen Rituale und Formeln am Beginn und Ende strukturierter Begegnungen können wie eine „spirituelle Bonbonnière wirken“, die zum frommen „Naschen“ nur kurz an die Eingangstüre des Konferenzraumes geschoben wird, um sich dann am Schluss der Zusammenkunft kurz noch einmal eine fromme Kleinigkeit herauszunehmen.

Alle wie auch immer benannten Begegnungen im kirchlichen Kontext von Christinnen und Christen sollten kein Selbstzweck sein, sondern ein sich „Zusammen- und Auseinandersetzen“ aus der Gewissheit heraus, für etwas „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ unterwegs zu sein. Diese Begegnungen – ob planend, reflektierend, berichtend oder orientierend – können grundlegend nur dann zielführend sein, wenn sie unter dem Vorzeichen eines „Füreinander“ stehen.

Gerade da, wo dieses Füreinander aus christlicher Intention und Motivation in unterschiedlichen Gesprächsformaten einen Ausdruck findet, bedarf es auch der ins Wort gebrachten Offenheit dem Dreieinen Gott gegenüber.

Ob es sich dabei um ein einmaliges Planungsgespräch handelt, einen Konferenzzyklus oder eine Planungsphase, diese Gottbezogenheit bedarf der Verbalisierung, die auch das persönliche Verhalten jeder der Teilnehmenden skizziert. Gemeint ist mit der Verbalisierung das Gebet.

Das Gebet am Anfang eines Meetings, einer Konferenz, Sitzung oder Zusammenkunft lässt die Teilnehmenden „wandeln in der Gegenwart Gottes“ (Clara Fey) und fordert sie heraus „Gott in allen Dingen zu entdecken“ (Ignatius v. Loyola).

Konkret bedeutet das für alle Teilnehmenden, die das Gebet „zulassen“, miteinander so zu kommunizieren, als säße der Geist Gottes mit am Tisch. Das würde aber bedeuten, den Geist Gottes in jedem Part der Kommunikation, primär aber in konfliktiven Gesprächssituationen zu „Wort kommen lassen zu wollen“.

Solche Verbindlichkeit im Gespräch als ein Vollzug, der die geistgewirkte Gemeinschaft von Kirche vergegenwärtigt, ist hineingenommen in die Beziehung, die Gott selbst ist, und die Christinnen und Christen bekennen in der die Gebete oft eröffnenden Formel: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. In diese Gemeinschaft, die Gott selber ist, sind die Formate des Miteinanders hineingenommen.

So trinitarisch ein Gespräch zu eröffnen und aus dem Gespräch heraus (am Schluss) zu senden (segnen), wirkt sich auf das im Meeting gemeinsame Sprechen, Denken und Fühlen aus, sowie auch auf das, was den Worten dann folgt.

Menschen aber, die zu Beginn eines Treffens gemeinsam beten, sagen nicht nur et-

was über den Geist des miteinander Sprechens aus, sondern sagen auch etwas über sich selbst aus, die eigene Geisteshaltung, mit der sie präsent sind.

Sie streben so ein respektvolles Miteinander und einen offenen und ehrlichen Umgang an. Ihnen geht es erst einmal darum, aufeinander zu hören, einander verstehen zu wollen. Dem folgt dann das „Zusammenlegen des Veräußerten“ (Dialog), aber auch eine klare Darlegung von Positionen, sowie in der Diskrepanz ein Ringen um gemeinsame Perspektiven. Dabei gilt besonders: Rhetorische Perfektion muss genauso wertgeschätzt werden wie die einfache, vielleicht noch suchende Formulierung.

Eine Sprachfigur verdichtet solchen Willen beispielhaft: Die geäußerte und selbst wahrgenommene Aussage oder Vorstellung eines Gegenüber mit eigenen Worten zu wiederholen und dann mit der Frage zu verbinden, ob die eigenen Worte treffen, was der andere gesagt und auch gemeint hat oder nicht. Wenn nicht, dann müssen die Beteiligten weiter so lange einander zuhören, bis alle voneinander wissen, worum es eigentlich geht, und auch die verschiedenen Positionen anderer mit den je eigenen Formulierungen präsent bleiben.

Auch die Sammlung am Ende eines gemeinsamen Gespräches, bevor sich die Wege der Gesprächspartnerrinnen und Gesprächspartner (bis auf ein Wiedersehen) wieder trennen geschieht „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

Besonderer Hinweis an die Nutzerinnen und Nutzer:

Die folgenden Texte möchten Sie einladen, von Ihnen auf das jeweilige Format Ihrer Zusammenkünfte hin verändernd konkretisiert zu werden.

Gebetsformate am Beginn einer Zusammenkunft

Mit Blick auf eine Konferenz

1. Beterin/Beter: Einstimmung (langsam gesprochen)

„Con“ bedeutet zusammen, und „ferre“ bedeutet tragen, ergibt Konferenz!

Konferenz: Zusammen kommen, gemeinsam tragen, zusammentragen, zusammenbringen, zusammenlegen. So ist Konferenz ein gemeinsames schöpferisches Handeln.

Ein schöpferisches Handeln im Angesicht Gottes mit der Option: Und Gott sah, dass es gut war, was geworden ist.

2. Beterin/Beter: Bitte um Segen

Mögen unsere Gefühle füreinander, unsere Erfahrungen miteinander und die Vermutungen übereinander gesegnete sein.

Mögen unsere Gedanken transparent, unsere Fragen gradlinig und unsere Vermutungen offen und so gesegnete sein.

Mögen unsere Gespräche, auch im Konflikt, in der frohen Übereinstimmung und in der Offenheit weiterer Schritte, gesegnete sein.

3. Beterin/Beter: Sendung ins Gespräch

Gesegnet, weil Gott sah, wie wir miteinander umgegangen sind und zusammengetragen haben, und er sagt: „Es war gut“. Und was vor Gott gut ist, davon geht Segen aus.

Gesegnet sei, was wir heute aufeinander hin tun werden, weil Gott sehenden Auges sagt, dass es gut war, was wir haben werden lassen, gut was geworden ist.

So sei es nun, Amen.

Mit Blick auf eine beliebige Zusammenkunft

1. Beterin/Beter: Am Beginn unseres Zusammenkommens, unseres Meetings: Innehalten, Halt machen vor Gott im Miteinander.

– Stille –

2. Beterin/Beter: Im miteinander Sprechen: Aufhorchen ob der Botschaft hinter den Worten der anderen.

- Stille -

1. Beterin/Beter: Im Suchen und Gestalten des Gemeinsamen: Das Eigene in die herzliche Weite des Miteinanders halten.

- Stille -

2. Beterin/Beter: Im Auseinandersetzen, Zusammenrücken und sich wieder treffen Wollen: Der Kraft des Geistes Gottes trauen, auch über das jetzt Vorstellbare hinaus.

- Stille -

1. Beterin/Beter: Gehen wir nun die nächsten Schritte: Du, Ich, Wir, füreinander, dem gemeinsamen Ziel folgend.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. (Gemeinsam gesprochen)

Mit Blick auf einen Tagungszyklus

1. Beterin/Beter: Wir sitzen gemeinsam am Tisch, so gewünscht von allen Beteiligten.

Wir sind uns (noch nicht) vertraut, doch wer weiß was da noch aufblitzt!

Gott, gib uns Gelassenheit!

2. Beterin/Beter: Die Themen sind abgeprochen, innere und äußere Tagesordnung sind präsent, wo es hingehen soll, der Weg dahin, wir beginnen ihn gerade.

Gott, gib uns Zielsicherheit und Mut zu Spielraum

3. Beterin/Beter: Ob Konflikte auftreten ist ungewiss, mag sie einer provozieren, ein anderer verhindern und wieder ein anderer das Wort Problem nicht in den Mund nehmen wollen.

Gott, gib uns Ehrlichkeit und Offenheit

Mit Blick auf ein Projekt

Gott des Lebens.

Wir, heute, hier! Uns verbindet ein gemeinsames Anliegen, getragen vom je eigenen Engagement. Für diese eine Zusammenkunft haben wir uns auf den Weg gemacht, um unsere Gedanken zusammen zu legen, unsere Ideen gemeinsam weiter auszufalten und individuelle Vorgehensweisen miteinander zu verbinden.

Im Austausch, im aufeinander Hören und voneinander Lernen wollen wir gestalten, unser Projekt (Variante: ein anderes Format) nach vorne bringen und uns so konkret einsetzen im verbindenden Engagement.

Als Christinnen und Christen, gerufen in Taufe und Firmung (Als Menschen guten Willens) möchten wir heute gemeinsam einen Beitrag für ein gelingendes Miteinander leisten.

Gott des Lebens.

Möge unser Beisammensein gesegnet sein und zum Segen für uns und andere Menschen werden.

So bitten wir durch Ihn, Christus, deinen Sohn, unseren Herrn und Bruder, in der Heiligen Geistkraft. Amen.

Mit Blick auf das Wort im Gespräch

(3 zusammengehörige Elemente: Impuls und Gebet zu Beginn - Gebet zum Schluss)

Impuls zum Wort am Beginn

„Weiter ist der Mensch, seit ein Gespräch er ist“ (Hölderlin/Hemmerle).

Ich gebe dir ein Wort, und dadurch, dass ich dir ein Wort gebe, wird es zu meinem Wort. Worte, von mir gegeben, klingen nach mir, lassen durchklingen, wer da spricht: Worte mit Biografie, Worte aus dem Erleben meines „um mich herum“, Worte, die Gefühle preisgeben können.

So gebe ich dir mein Wort, traue dir mein Wort zu.

Meine Worte möchten von dir gehört werden, erst gehört. Sie möchten so bei dir ankommen wie ich sie gesagt habe, da-

mit du sie verstehen kannst. Meine Worte, wenn du sie annimmst, klingen hinein in den Augenblick deiner Biografie, hinein in das, was du empfindest, was dich umgibt.

So werden auch deine Worte bei mir ankommen, mit derselben Bitte, so sein zu dürfen, wie sie sind: von mir verstanden und so aufgehoben. Davon werden wir leben: von Worten, die ich dir gebe und denen die du mir gibst. Wir werden im gemeinsamen Gehen voneinander lernen und leben.

Gebet zum Wort am Beginn

Im gemeinsamen Gehen können deine Worte mir helfen, mich zu sehen, zu verstehen, und meine Worte dir, dich zu sehen, zu verstehen.

Unsere Worte zusammengelegt lassen uns weiter schauen, tiefer verstehen und Neues sagen, wagen.

Und den Worten, die nicht miteinander klingen, die weiter umeinander ringen, die einander kaum ertragen oder zu matt sind, Neues zu wagen, seien unsere Lippen frei, die weiter auch an der Zukunft bauen, und so der Faszination immer neuer Anfänge trauen: „Weiter ist der Mensch, seit ein Gespräch er ist“. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Abschließendes Dankgebet

(s. das dritte Dankgebet im folgenden Kapitel)

Gebetsformate am Ende einer Zusammenkunft

Dankgebet in Kürze

Wir haben uns Zeit genommen, geschenkte Augenblicke. Danke!

Wir haben Empfindungen, Gedanken, Erfahrungen und Ausblicke geteilt. Danke!

Wir gehen wieder auseinander, denken weiter, angeregt, (aufgeregt), bereichert dem Gemeinsamen weiter entgegen. Danke!

Ja, wir danken einander und dir, der du von dir sagst: „Ich bin der ich-bin-da.“

Wir danken, die wir versammelt waren: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Dank und Sendung

(Aus dem Gesagten leben)

Gemeinsam etwas auf die Beine stellen.

Mutig und vorsichtig.

Zurückblicken und vorausgehen.

Etwas wagen und ausprobieren.

Den gemeinsamen Auftrag im Rücken.

So sende ich Euch.

Wir machen uns auf den Weg. Begegnen uns.

Immer wieder suchen wir das Gemeinsame, finden es, verlieren es und finden es wieder.

Und immer wieder reden wir und hören wir.

Das, was gesagt wird, und die Zwischentöne.

Im Sprechen und in den Pausen zwischen den Worten und Sätzen entsteht etwas Neues.

Eine Idee. Eine Erkenntnis. Ein Raum.

Wir danken! Wir bitten: Sende uns! Im Namen des Vaters und des Sohnes und der Heiligen Geistkraft. Amen.

Mit Blick auf das Wort im Gespräch

1. Beterin/Beter: Dank, wir konnten unseren Worten glauben.

Dank, wir konnten voneinander lernen, den Grund und die Hoffnung hinter den Worten zu sehen.

2. Beterin/Beter: Dank, manche deiner Worte entdeckte ich auch bei mir, manche ließ ich mir schenken, andere klangen bei mir ein bisschen anders.

3. Beterin/Beter: Dank dir Jesus Christus, du Wort Gottes, ergriffen im göttlichen Geist. Amen!

„Es war einmal ...“?

Liturgie im Wandel – Liturgiegeschichte verstehen

„Wer Diskussionen um die Gestaltung des Gottesdienstes, v. a. der Messfeier, beobachtet oder gar in sie involviert ist, wird immer wieder feststellen, dass in der Argumentation oftmals an Bildern Maß genommen wird, wie denn Liturgie sein müsse. Woher diese Bilder kommen, ist nicht immer in gleicher Weise transparent, aber eine große Rolle spielen tradierte Vorstellungen. Wenn man bedenkt, dass im kulturellen Gedächtnis Vorstellungen über drei Generationen weitergegeben werden, dann muss man heute noch mit Vorstellungen zum Gottesdienst rechnen, die deutlich in die vorkonziliare Zeit zurückreichen, in eine Zeit, in der noch das – wie noch zu thematisieren ist – das 19. Jahrhundert stilprägend war. So besehen ist auch aus liturgiepastoralem Interesse – nicht nur aus rein akademischer, liturgiewissenschaftlicher Sicht – eine Auseinandersetzung mit der Liturgiegeschichte gewinnbringend, damit man nicht Gefahr läuft, tradierte Vorstellung absolut zu setzen. In diesem Sinne gibt der vorliegende Beitrag im ersten Teil einen kurzen Überblick über mögliche liturgiegeschichtliche Zugänge, stellt im zweiten vor diesem Hintergrund eine neue maßgebliche Publikation zur Liturgiegeschichte vor, um dann im dritten daran grundsätzliche Überlegungen zur geschichtlichen Betrachtung der Liturgie anzuschließen.

Liturgiegeschichte ist nicht Liturgiegeschichte – Die Methodenfrage

Eine Frage, die man der Liturgiegeschichte offenbar nicht stellen darf, heißt: „Wie war es denn wirklich?“ Die Antwort lauten

dann: „Die einen sagen so, die anderen so.“ Was hier vielleicht launisch klingt, hat einen wissenschaftlich ernstzunehmenden Hintergrund. Denn von der Methode, mit der der Wissenschaftler Liturgiegeschichtsforschung betreibt, hängen signifikant dessen Ergebnisse ab. Exemplarisch seien einige Beispiele in Auswahl benannt:

- In der Zeit nach Trient wurden verstärkt die Quellen erforscht und wichtige Editionsarbeiten vorgenommen. Doch erfolgte dies in Abwehrhaltung und apologetischer Absicht gegenüber der Reformation, um die Rechtmäßigkeit der römisch-katholischen Liturgie zu erweisen.
- Im 19. Jahrhundert wurden ausgehend vom französischen Benediktinerkloster Solesmes weitreichende liturgiegeschichtliche Forschungen betrieben, die auch dazu dienten, dass die Gläubigen sich daran erbauen konnten. Die Forschung ging von einem sog. Einheitsparadigma aus, anhand dessen dann beurteilt und auch selektiert wurde, was der römischen Liturgie entspreche und was nicht. Dieses Vorgehen steht unter dem Interesse, die Norm der römischen Liturgie zu propagieren, um diese in Frankreich zu stärken und nationalkirchlichen Bestrebungen generell zu begegnen.
- Ganz anders setzt Louis Marie Olivier Duchesne (+ 1922) an, der mit keiner vorgängigen theologischen Fragestellung die Quellen untersucht, sondern diese Fragestellung erst aus den Quellen entwickelt. Weder verfolgt er ein kirchenpolitisches Interesse, noch stehen seine Texte im Dienste der Erbauung.
- Die genetische Liturgiegeschichtsschreibung will die gegenwärtige Gestalt der Liturgie besser verstehen, indem sie deren Entstehung nachzeichnet, Schichten unterscheidet und Gewichtungen vornimmt. So gewinnt man zugleich eine Grundlage, auf deren Fundament das gottesdienstliche Leben der Gegenwart erneuert werden kann.
- Die vergleichende Liturgiegeschichtsforschung sucht die zugrundeliegenden

Grundsätze zu erforschen, indem sie die verschiedenen Entwicklungslinien der Liturgie vergleicht und sich um eine Zusammenschau bemüht.

- Die Liturgiegeschichtsforschung im kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang berücksichtigt kulturelle Kräfte wie Literatur und Kunst, die zum Wandel der Gestalt der Liturgie beitragen. Man beschränkt sich demnach nicht nur auf die schriftlichen und die liturgischen Quellen.

Im deutschsprachigen Bereich ist die Liturgiegeschichtsforschung um einen neuen und einmalig umfassenden Beitrag reicher: Jürgen Bärsch und Benedikt Kranemann haben in Verbindung mit Winfried Haunerland und Martin Klöckener eine „Geschichte der Liturgie in den Kirchen des Westens“ in zwei Bänden herausgegeben, die mit „Rituelle Entwicklungen, theologische Konzepte und kulturelle Konzepte“ untertitelt wurde (Münster: Aschendorf, 2018). Nach der „Kleinen Geschichte des christlichen Gottesdienstes“ von Jürgen Bärsch (Regensburg: Pustet, 2015), die unter Berücksichtigung der Wechselwirkung mit gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen einen kompakten Überblick zu den großen Etappen und Entwicklungen des gottesdienstlichen Lebens gibt, liegt damit nun ein zweibändiges, umfangreiches Handbuch vor (Bd. 1, 667 S., Bd. 2 604 S.). Auch wenn der Schwerpunkt den Kirchen des Westens in der (dann später) katholischen Tradition gilt, so werden durch Kapitel zur lutherischen, reformierten, alt-katholischen und anglikanischen Entwicklung die konfessionellen Wechselwirkungen deutlich.

Doch wo ist dieses Werk angesichts der angesprochenen verschiedenen methodischen Ansätze der Liturgiegeschichtsforschung zu verorten? Die Herausgeber wollen sich nicht auf die fixierten schriftlichen Quellen beschränken, denn diese dürfen nicht mit dem tatsächlich Vollzogenem gleichgesetzt werden. Darüber hinaus soll Liturgie in ihrem gesellschaftlichen, kulturellen

und näher religiösen Umfeld beschrieben werden. So kommt man der Liturgie als einem Teil der menschlichen Lebenswelt auf die Spur – einer Liturgie, die sich nach den Herausgebern als durchgängig pluraler erweist als bisher angenommen (vgl. Bd. 1, S. 25-28). Damit setzt sich die vorliegende Publikation von einem apologetischen Ansatz ebenso ab wie von einem Einheitssparadigma. Der Ansatz bei der tatsächlichen Feier der Liturgie (nicht nur bei den vorgesehenen liturgischen Texten) und die Wahrnehmung der sich daraus ergebenden Pluralität sind vielleicht die besonderen Merkmale dieser Geschichtsschreibung der Liturgie in den beiden Bänden.

Freilich kann in einem kurzen Betrag wie dem vorliegenden nicht der Tiefgang von über 1200 fachwissenschaftlichen Seiten wiedergegeben werden, doch zu welchen Erkenntnissen kommen die Autoren bei der Durchsicht der Geschichte der Liturgie?

Stationen der Geschichte der Liturgie in den Kirchen des Westens

Das Werk ist der Erkenntnis verpflichtet – und schon diese Einsicht darf nicht in jedem Gespräch außerhalb des liturgiewissenschaftlichen Diskurses vorausgesetzt werden – das Liturgie nicht einfach ein zu vollziehender Ritus ist. Insofern Liturgie ein Begegnungsgeschehen zwischen Gott und Mensch ist, sind die menschlichen Ausdrucksformen dieses Geschehens integraler Bestandteil des Gottesdienstes. Da aber der Mensch eine kulturelle Entwicklung vollzieht, wandelt sich zwangsläufig die Gestalt der Liturgie (vgl. Bd. 1, S. 17). Wandel in der Liturgie wäre demnach weder ein Ausnahmezustand, schon gar keine „Panne der Geschichte“, sondern einer ihrer wesentlichen Bestandteile. Darüber hinaus ist auch das Handlungsgeschehen des konkreten Gottesdienstes dynamisch, denn jede einzelne Gottesdienstfeier beinhaltet in ihrem Vollzug mehr, als die schriftlich fixierten Quellen wiedergeben.

Die *neutestamentliche Zeit* kennt eine Vielfalt von Gottesdienstgestalten, in der sich aber vier Grundzüge abzeichnen (vgl. S. 69-72): 1. Die gottesdienstlichen Versammlungen stehen unter dem Vorzeichen der Teilhabe am kommenden Reich Gottes. 2. Hinzu tritt das Gedächtnis des Todes und der Auferstehung. 3. Während sich die Jerusalemer Gemeinde mit dem Tempel weiterhin verbunden sah, sagten sich die sog. Hellenisten von ihm los. 4. Eine Trennung von Gottesdienst und Gemeinde gibt es nicht, weil sich im Lobpreis Gottes im Namen Jesu die „Ekklesia“ konstituiert. 5. Das Doppelgebot von Gottes- und Nächstenliebe wird als Kern der Weisung Jesu gesehen.

Auch die christliche Liturgie in den *ersten Jahrhunderten* ist plural (vgl. S. 137f.). Doch vielleicht konnten gerade aufgrund dieser Diversität die vielfältigen Spannungspole austariert werden, denen das Christentum ausgesetzt war: Individuum – Gesellschaft, Tradition – Fortschritt, Judentum – pagane Religiosität, Verordnetes – Personales. Das Ritual eröffnete einen (dritten) Bereich, in dem eine kontrafaktische Deutung der spannungsreichen Wirklichkeit möglich wird. Es stellt sich die Frage, ob die etablierten Ritusysteme seit dem 4. Jahrhundert das Spannungsfeld nicht zu einseitig zugunsten von institutionellem, Bewahrenden und Objektiven aufgelöst haben. Im monastischen Kontext konnte sich hingegen das prophetische und charismatische Element eher erhalten.

Die Liturgie der *alten Kirche* (4.-8. Jahrhundert) weist schließlich eine klarer strukturierte und ausdifferenzierte Feiergestalt auf (vgl. S. 253f.). Doch verlaufen die Entwicklungen nicht einheitlich und sind stark regional geprägt. Dem steht die Ausweitung des römischen Geltungsanspruchs in Bezug auf die Liturgie entgegen. Gesellschaftlich konnte das Christentum unter den veränderten politischen Vorzeichen der konstantinischen Wende das öffentliche Leben durchdringen. Dennoch bestand die pastorale Sorge, dass die Gläubigen

nicht in der gewünschten Weise am gottesdienstlichen Leben teilnahmen. Kurzum: Die Spätantike ist eine Epoche komplexer Transformationen und Innovationen.

Die Liturgie im *Frühmittelalter* wurde v.a. kultisch verstanden: Auch wenn man die Aussagen der Texte sowie die Sprache insgesamt nicht verstand, wurden die Texte dennoch gesprochen, weil sie als segensmächtige und unheilabwehrende Formen verstanden wurden. „Die Liturgie verstand sich als heilende und schützende Ritualität. In solcher Weise wurde sie benutzt und dem alltäglichen Leben dienstbar gemacht. Eine Instruktion war dafür kaum nötig. Vielmehr suchte man ihre Wirkung und erfuhr sie ob ihrer Effektivität“ (S. 288).

Im *Hoch- und Spätmittelalter* hatten die theologischen Erkenntnisse der Scholastik kaum Einfluss auf das religiöse Leben des Volkes, so dass sich mit der Passions- und Weihnachtfrömmigkeit eine am menschlichen Leben Jesu orientierte Spiritualität entwickelte (vgl. S. 368f.). Die Entwicklung des Gottesdienstes bietet ein disparates Bild: Anhäufung geistlicher Leistungen einerseits (Messen, Reliquien, Stiftungen, Ablässe) und Verinnerlichung sowie Verstehen andererseits (Predigt, Messerklärungen); missbräuchliche Formen im Gottesdienst einerseits, Willen zur Reform andererseits. Unter dem Druck der Reformation gingen auch vom *Konzil von Trient* Reformanregungen aus, wobei man die Nähe zur Reformation vermied. Während Theodor Klauser in seiner „Kleinen abendländischen Liturgiegeschichte“ 1965 noch von der Epoche der „ehernen Einheitsliturgie“ sprach, hält das neue Handbuch „Geschichte der Liturgie“ fest, dass trotz einheitlicher liturgischer Bücher das gottesdienstliche Leben nach dem Konzil keineswegs uniform war. Vielmehr zeigt sich, „dass bei aller zunehmenden Zentralisierung und Vereinheitlichung diese Entwicklung doch nicht einfach organisch, sondern von einander widersprechenden Neuaufbrüchen und Korrekturversuchen bestimmt war“ (S. 508).

Ähnliches gilt jedoch auch für die *Reformation*, die die Reform zum Programm erhebt: Auch hier gibt es nicht die eine Liturgie der Reformation, sondern nur „Liturgie in Vielfalt“: „Unterschiedliche Liturgien begegnen im Neben- und Gegeneinander, in Fortschreibung und Revision, als Bruch, Neuansatz und Neuinterpretation“ (S. 470). Auf der anderen Seite entstand im Anschluss im *Barock* unter den Vorzeichen der katholischen Konfessionalisierung „noch einmal eine fast deckungsgleiche Einheit von Kirche und Gesellschaft und darin von Liturgie und Lebenserfahrung“ (S. 547). Diese wird später von der *Aufklärung* in Frage gestellt und zerbricht angesichts der Säkularisation. Doch ist auch diese Phase von Paradoxien geprägt: Die Entwicklung von Liturgie und Frömmigkeit nach der *Aufklärung* steht gleichermaßen für Antimodernismus und Modernismus (vgl. Bd. 2, S. 116). So kann man feststellen, dass manches, was im 20. Jahrhundert eingefordert wurde, sich schon im Jahrhundert zuvor findet, beispielsweise die Frage nach der Teilnahme der Gläubigen an der Liturgie, die Frage nach der Liturgiesprache oder das Bemühen um liturgische Bildung. Zugleich gibt es eine kirchliche Abwehrbewegung gegenüber der Moderne (Unfehlbarkeitsdogma, Kirche als *societas perfecta*), in deren Folge ein Bild von Kirche mit Papst und Klerus entstand, das bis heute nachwirkt. Auch Formen der Frömmigkeitspraxis und ein Verständnis des Gottesdienstes etablierten sich, die eine Langzeitwirkung über das Jahrhundert hinaus entwickelten und heute noch präsent sind, sich aber angesichts der stark veränderten Verhältnisse ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als problematisch erwiesen haben.

Doch zu meinen, dass die Aufbrüche im 20. Jahrhundert nun den Antimodernismus überwinden, ist ein Irrtum. Zwar sind die Anliegen der *Liturgischen Bewegung* insofern der Moderne verpflichtet, als sie nach Partizipationsmöglichkeiten der Individuen suchen, doch zugleich gibt es antimoderne Aspekte, nämlich wenn man sich gegen

die moderne Individualisierungstendenzen stellt und das Objektive sucht. Das Anliegen der Liturgischen Bewegung, wie es vom *Zweiten Vatikanischen Konzil* aufgegriffen wurde, war aber nicht vordergründig eine Reform der Liturgie, sondern v. a. eine neue Kirchlichkeit der Gläubigen. Das wiederum konnte freilich nicht ohne Folgen für die Liturgie bleiben. In der Folge kann man bei der durch das Konzil in die Wege geleiteten „allgemeinen Erneuerung der Liturgie“ (SC 21) von der tätigen Teilnahme der Gläubigen an der Gottesdienstfeier als dem ekklesiologischen Formalprinzip sprechen, in dem sich das christologische Materialprinzip des Paschamysteriums realisiert. Insofern es um eine Form des Kircheseins geht, kann der vom Konzil angestoßene Prozess nicht mit dem Erscheinen der letzten erneuerten liturgischen Bücher abgeschlossen sein. Grundsätzlich wurde die liturgische Erneuerung positiv aufgenommen und hat tatsächlich „zu einer lebendigen, den Glauben stärkenden und die Kirche auferbauenden Praxis der Liturgie beigetragen“ (S. 297). Doch machte sich auch Enttäuschung breit, als auch die liturgische Erneuerung die Kirchen entgegen den gesamtgesellschaftlichen Trends unter den Vorzeichen der Moderne nicht wieder voller machen konnte.

Liturgiegeschichte mit pastoralem Mehrwert

Selbstverständlich konnte der vorangegangene Abschnitt in seinem begrenzten Rahmen keinen soliden Gesamtüberblick über die Geschichte der Liturgie geben. Doch eines hat er – und das ist eine wichtige Einsicht – deutlich gezeigt: Durchgehend ist die Entwicklung des christlichen Gottesdienstes durch alle Epochen und Zeiten hindurch von Gegenläufigkeiten, Diversitäten und Ambivalenzen geprägt. Es gibt nicht die eine geradlinige Entwicklung, die nur ausnahmsweise von Brüchen (z. B. Reformation) geprägt ist. Das ist ein erster Hinweis für Situationen, wenn man auch im pastoralen Kontext die Frage nach

der Gottesdienstgestaltung stellt und dabei – bewusst oder unbewusst – tradierte Bilder im (Hinter-)Kopf hat, wie denn Liturgie gefeiert werden müsste. Diese Bilder wären angesichts der beobachtbaren Widersprüchlichkeit und Vielfältigkeit der Liturgie in den unterschiedlichen geschichtlichen Epochen kritisch zu hinterfragen.

Dass man auch bei der Frage der Gestaltung der Liturgie in die Geschichte schaut, ist nicht nur legitim, sondern auch üblich: Schon das Trienter Konzil hat die „norma patrum“ zum Maßstab der angestrebten Reformen benannt, und auch das Zweite Vatikanische Konzil bezieht sich offenbar auf die alte Kirche, wenn es davon spricht, dass „ein mehrstufiger Katechumenat für Erwachsene ... wiederhergestellt“ werden soll (SC 64). So plausibel dies jeweils zunächst scheinen mag, ist doch erstens offen zu legen, was diese Norm genau besagt (was soll die „norma patrum“ näherhin sein?), und zweitens transparent zu machen, warum etwas als Norm gelten soll. Schnell ist man dann bei der Frage, welchen Interessen, Motivationen und Intentionen derjenige folgt, der diese Norm benennt. Diese müssen nicht unlauter sein, doch sie müssen der Redlichkeit halber benannt werden.

Zudem wäre zu fragen, wie sehr die geschichtliche Gottesdienstpraxis einer Epoche, die zum Maßstab für heutige Fragestellungen genommen wird, ihrerseits der kritischen Prüfung standhält. Wie ist Vorstellung über diese Praxis zustande gekommen? Wenn nämlich etwa nur schriftliche Quellen, womöglich sogar nur liturgische Texte, die sich präskriptiv verstehen, zugrunde gelegt wurden, dann ist die Basis durchaus unverlässlich, denn zuviel bleibt außer Acht, was konstitutiv für die Gottesdienstfeier ist: Gesang, Atmosphäre, Raumgestaltung, liturgische Gewänder und Gefäße und v.a. die grundlegende Frage, ob man sich an die Vorgaben gehalten hat. Außerdem ist eine Engführung auf den Klerus, dem die liturgischen Texte vornehmlich dienen, vorprogrammiert.

Kurzum: Liturgie ist nicht nur Text, sondern steht im Kontext eines rituellen Vollzugs von Feiernden.

Die Einsicht beinhaltet einen ganzen Perspektivwechsel für die Liturgiegeschichte: von der normativen Deutung der Liturgie zur Orientierung am Rezipienten. Die Frage ist nicht länger allein: „Was steht in den normativ verstandenen liturgischen Texten?“, was wiederum zur Norm für die Deutung der Liturgie wird, sondern nun wird gefragt, wie die Feiernden den Gottesdienst tatsächlich vollzogen haben. Hier wird die konkrete Feier zum Erkenntnisort der Theologie. Und dies ist auch theologisch legitim: Denn das Gespräch mit Gott, wie es sich in der liturgischen Feier vollzieht, ist als *theologia prima* zu verstehen, nicht nur deren Reflex in liturgischen Festschreibungen. Insofern muss der Zugang zur Liturgiegeschichte auch über das erfolgen, was man heute „tätige Teilnahme“ nennt. Daraus folgt aber: Von liturgischen Vorlagen abweichende Formen sind nicht im Vorhinein eine Normverfehlung. Das eröffnet neue Perspektiven für die künftige Entwicklung liturgischer Formen und deren Beurteilung, mehr noch: ist eine Chance.

Neben der Quellenfrage ist kritisch zu prüfen, wie die Vorstellung über eine bestimmte Gottesdienstpraxis einer Epoche zustande kommt. Denn sie ergibt sich nicht durch eine Rekonstruktion der Fakten, so dass die geschichtliche Beschreibung ein (möglichst) genaues Spiegelbild der vergangenen Situation zeigt. Diese Vorstellung suggeriert eine Objektivität, der gegenübersteht, dass die Rekonstruktion der Vergangenheit immer einem Konstruktionsprinzip folgt, also Bilder braucht und aus einer bestimmten Perspektive erfolgt. Daher wäre es ein Fehlschluss zu glauben, man könne von einem historischen Sein auf ein liturgisches Sollen schließen, denn schon das historische Sein gibt es nicht. Vielmehr steht die Liturgiegeschichte vor der Herausforderung, Ereignisse der Vergangenheit in einen Erzählzusammenhang

zu stellen. Dazu bedarf sie notwendigerweise Bilder bzw. Konstruktionsprinzipien, die sie aber wiederum bereit sein muss zu hinterfragen und ggf. zu verwerfen. Dieser hermeneutische Zirkel ist nicht vermeidbar: Man braucht schon vorab eine Theorie, um überhaupt etwas beim Blick in die Geschichte wahrzunehmen, muss dann aber diese durch die vorgängige Theorie geprägte Wahrnehmung wieder hinterfragen, m. a. W.: die Konstruktion wieder bereit sein zu dekonstruieren.

Dass dies kein theoretisches Problem ist, sei nur an zwei Beispielen aufgewiesen: In Anlehnung an den schon zitierten Theodor Klauser war es lange Zeit üblich anzunehmen, dass nach der Hochzeit der Liturgie im Mittelalter ein anhaltender Prozess des Verfalls und der Überwucherung stattgefunden habe. Diese Verfallsthese ist heute durch Studien wie diejenigen von Arnold Angenendt nachhaltig widerlegt, der die produktive Kraft dieser Epoche im liturgischen Bereich offenlegen konnte.

Angesprochen wurde schon die auch auf Theodor Klauser zurückgehende Vorstellung von der „ehernen Einheitsliturgie“ im Gefolge des Konzils von Trient. Abgesehen davon, dass die Liturgie in dieser Epoche keineswegs so „ehern“ war, sondern regionale Unterschiedlichkeiten aufweist, hat Winfried Haunerland im vorgestellten Handbuch herausgearbeitet, dass gar nicht das Konzil von Trient die Liturgie prägte, sondern erst die sich im 19. Jahrhundert durchsetzenden liturgischen Bücher die Vorstellung dessen prägten, was man im 20. Jahrhundert über die liturgischen Ziele dieses Konzils dachte. „Nicht das Konzil von Trient selbst war epochemachend für die Liturgiegeschichte, sondern das 19. Jahrhundert macht ‚Trient‘ zur Epochenwende“ (Bd. 2, S. 508).

Vor diesem Hintergrund sollte sich jeder, der sich auf eine überlieferte Vorstellung von Liturgie beruft, zweierlei fragen: Welche Orientierungslinien liegen diesem

Bild von Liturgie zugrunde? Und bin ich bereit, mich zu distanzieren, um das Bild auch wieder zu dekonstruieren? Alles andere wäre Willkür, vielleicht sogar Ideologie, wenn ein nicht offengelegtes Interesse verfolgt wird.

Was kann man daraus lernen? Erstens: Es ist hilfreich, geschichtliche Phänomene zu kennen, weil sie helfen zu erkennen, welche Vorstellungen heute noch Menschen prägen – bei allen Ungleichzeitigkeiten, die zu beobachten sind. Beispielsweise mag es einem bekannt vorkommen, wenn – wie oben beschrieben – die Liturgie im Frühmittelalter v. a. kultisch verstanden wurde: Entscheidend war nicht das theologische Verständnis, sondern man setzte auf die segensmächtige und schützende Macht der Rituale. Daran mag man sich erinnert fühlen, wenn heute einige Eltern um die Taufe für ihr Kind bitten, nicht weil sie wünschen, dass der alte Adam in ihm sterbe, damit ihr Kind neugeboren werde in Christus, sondern weil sie sich vom Ritual der Taufe einen Segen Gottes und seine schützende Macht erhoffen. Damals wie heute sucht man die Wirkung der Liturgie. Diese Beobachtung ist hier keinesfalls moralisch gemeint, sondern will nur eine Verstehenshilfe sein.

Zweitens: Geschichtsbilder sind notwendig, damit nicht alles im Nebel der Geschichte verschwimmt und man sich überhaupt ein „Bild machen“ kann; zugleich sind sie problematisch, denn so wie das Ergebnis abhängig ist von der Vorgabe, so tragen Geschichtsbilder zur Art und Weise der Rekonstruktion der Geschichte bei. Damit haftet Relevanz nicht dem vermeintlichen geschichtlichen Faktum an, sondern es handelt sich um eine Zuschreibung. Doch darum zu wissen ist entscheidend, weil die Diskussion um die heutige Gestalt des Gottesdienstes gar nicht von der Geschichtlichkeit der Liturgie absehen kann, die ihr aufgrund des Wandels der menschlichen Ausdrucksformen, derer die Begegnung von Gott und Mensch bedarf, eingeschrieben ist.

Es fehlt uns an Subsidiarität

Bahnen für ein fast 90jähriges Prinzip

Das Subsidiaritätsprinzip spielt in der sozialpolitischen Diskussion seit Jahrzehnten eine fast noch größere Rolle als der Solidaritätsgrundsatz. Es erklärt sich vermutlich daraus, dass dem Begriff bei aller inhaltlichen Offenheit insgesamt noch eine größere Anschaulichkeit als dem Solidaritätsgedanken innewohnt.¹ Dabei wird kein anderes Sozialprinzip so unterschiedlich ausgelegt wie das Subsidiaritätsprinzip. Wohl kein anderes Sozialprinzip wird so oft für tagespolitische Vorteile zu Unrecht ins Feld geführt wie dieses. Es wird allzu gern als Waffe zur Aufhebung oder mindestens zur Aushöhlung des Solidaritätsprinzips gebraucht.

Der Begriff liegt in den Wurzeln der katholischen Soziallehre und des innerstaatlichen und europäischen Rechts; neuerdings insbesondere bei der Frage, ob die Eigenvorsorge in der Alterssicherung mehr Platz finden muss.

Mit der Subsidiarität gekoppelt sind die Grundsätze der Solidarität. Verhältnismäßigkeit und der Notwendigkeit. Das heißt, die Maßnahmen der Politik dürfen nicht über das zur Verwirklichung der Ziele in den Gesetzen notwendige Maß hinausgehen.

Hilfe zur Selbsthilfe

Subsidiarität kommt vom lateinischen Begriff *subsidium*, der Hilfestellung und Unterstützung meint. Ursprünglich im militärischen Sprachgebrauch verwendet, waren damit Reserveeinheiten gemeint, die nur dann zum Einsatz kommen sollten, wenn

sie wirklich notwendig gebraucht wurden. Subsidiarität kann daher als „hilfreicher Beistand“ bezeichnet werden.

Wenn sich nun der Grundsatz der Subsidiarität von Hilfe herleitet, dann ist das Subsidiaritätsprinzip das Prinzip des Helfens, des gegenseitigen Helfens von Mensch zu Mensch, von Einzelmensch zur Gemeinschaft, von Gemeinschaft zu Gemeinschaft; jedoch auch und sogar besonders, von der Gemeinschaft zum einzelnen Menschen und vom größeren zum kleineren gesellschaftlichen Gebilde. Hilfe und gegenseitiges Helfen werden gefordert. Helfen und Hilfe empfangen, stützen und gestützt werden. Also auch mit jemandem mitzuleiden, Anteil zu nehmen, dem Schmerz anderer Menschen gegenüber nicht gleichgültig zu bleiben.²

Dabei bedeutet Hilfe nicht, dem zu Helfenden die ihm obliegende Aufgabe abzunehmen, sondern das, was ihm zur Bewältigung der Aufgabe fehlt, dazu zu tun. Der zur Leistung Verpflichtete wird nicht von der von ihm zu erbringenden Leistung befreit. Vielmehr schafft die Gemeinschaft erst die Voraussetzungen, die notwendig sind, die geforderte Leistung zu erbringen. Die Voraussetzungen müssen vorhanden sein, damit Leistungen erbracht werden können. So wie die berufliche Arbeit ein wesentlicher Faktor für die Bildung der Persönlichkeit ist³, so sind es alle Leistungen, die den Menschen prägen. Je höher die Forderungen gestellt werden, umso stärker prägen sie ihn. Das gilt auch für die Überforderung. Gerade der Mensch von heute weiß zu gut, dass Freude und Genugtuung fehlen, wenn das Leistungserlebnis nicht vorhanden ist.

So wird der Fußballverein auf Dauer nicht befriedigen, der immer nur genügend Auswechselspieler bereithält, so dass er jeden Versager durch einen anderen Spieler ersetzen kann. Seine Aufgabe ist es vielmehr, alle Spieler so auf das Spiel vorzubereiten, dass sie nach menschlichem Ermessen die ihnen gestellte Aufgabe erfüllen. Vorbereitung hier als Hilfeleistung. In diesem Fall das notwendige Training der Spieler, ins-

besondere in Bezug auf die Leistungen, die sie allein nicht erbringen können, so zum Beispiel die Übung des Zusammenspiels der Mannschaft.

Der Sache der Bibel und dem calvinistischen Rechtsprofessor Johannes Althusius (1557–1683) in seinem Werk „*Politica methodice digesta ...*“ (1603) nach uralt, hat das Subsidiaritätsprinzip erst verhältnismäßig spät eine aktuelle Formulierung durch Papst Pius XI. (1922–1939) mit der Handschrift des Jesuiten Oswald von Nell-Breuning (1890–1991) in der Enzyklika „*Quadragesimo anno*“ (QA) – Über die gesellschaftliche Ordnung, ihre Wiederherstellung und Vollendung – vom 15. Mai 1931 gefunden. Auch bei den Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) und Karl Marx (1818–1883) und dem Politiker Abraham Lincoln (1809–1865) lassen sich ethische Prinzipien zur Subsidiarität ausmachen. Etwas anders sieht das der Staatstheoretiker und Schriftsteller Charles Louis de Secondat, Baron de la Bréde et de Montesquieu (1689–1755) mit dem gedanklichen Entwurf der Lehre von der Gewaltenteilung in seiner Schrift „*De l'esprit des lois*“ – „*Vom Geist der Gesetze*“, eine Gesamtdarstellung der Politik. Das Subsidiaritätsprinzip ist ein allgemeiner Grundsatz föderalistischer Staatsphilosophie. Montesquieu zeichnet die im Menschen und in der Preisgabe festgesetzter Prinzipien begründete Verfallsmöglichkeit des Staates.

Also Antworten auf die vielfältigen Bedrohungen der personalen und gesellschaftlichen Freiheiten des Menschen. Auf der einen Seite breiteten sich die totalitären Systeme des Kommunismus, des Faschismus und Nationalsozialismus aus, die den Menschen für ihre ideologischen Zwecke völlig in Beschlag nehmen. Auf der anderen Seite zeichneten sich Tendenzen zur Zentralisierung und Bürokratisierung des Lebens ab; insbesondere der Staat entwickelte neben seiner sozialpolitischen Aktivität einen allgemeinen Zuständigkeitsanspruch auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet.

Erst auf diesem geschichtlichen Hintergrund erhalten die Aussagen über das Subsidiaritätsprinzip ihr volles Gewicht:

„Wenn es nämlich auch zutrifft, was ja die Geschichte deutlich bestätigt, dass unter den veränderten Verhältnissen manche Aufgaben, die früher leicht von kleineren Gemeinwesen geleistet wurden, nun mehr von großen bewältigt werden können⁴, so muss doch allzeit unverrückbar jener oberste sozialphilosophische Grundsatz festgehalten werden, an dem nicht zu rütteln oder deuteln ist: wie dasjenige, was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden darf⁵, so verstößt es gegen die Gerechtigkeit, das, was die kleineren untergeordneten Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen können, für die weitere und übergeordnete Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen; zugleich ist es überaus nachteilig und verwirrt die ganze Gesellschaftsordnung⁶. Jedwede Gesellschaftstätigkeit ist ja ihrem Wesen und Begriff subsidiär: sie soll die Glieder des Sozialkörpers unterstützen, darf sie aber niemals zerschlagen oder aufsaugen“⁷.

Die Föderalismustheorie von Althusius verbindet private (Familie und Berufsverband) und öffentliche (Stadt, Provinz, Reich) Vergesellschaftungsformen und Herrschaftsebenen. Dabei ist klar zu trennen zwischen der Kompetenzzuweisung an die jeweilige Ebene und der Legitimation und Repräsentation der jeweiligen Ebene. Die katholische Soziallehre war soweit, dass die höheren Ebenen von der nächst unteren bestimmt und kontrolliert werden (ein sog. Pyramidenmodell)⁸.

Sätze, die auch in der deutschen Rechtsordnung wie z. B. in der Sozialhilfe zu finden sind: „Sozialhilfe erhält nicht, wer sich vor allem durch Einsatz seiner Arbeitskraft, seines Einkommens und seines Vermögens selbst helfen kann oder wer die erforderlichen Leistung von anderen, insbesondere von Angehörigen oder von Trägern anderer Sozialleistungen erhält (Anm. Renten)“⁹.

Hilfe zur Selbsthilfe ist hier für die Städte und Gemeinden bei der Gewährung von Leistungen aus Sozialhilfe die Hilfe mit dem geringsten finanziellen Aufwand. Die so eingesetzten Mittel bringen den größten Erfolg. Subsidiäre Hilfe entspricht damit auch dem jeder öffentlichen Verwaltung obliegenden Grundsatz, mit den vorhandenen Mitteln den höchstmöglichen Nutzen für den Bürger zu erzielen. Kurz gesagt: der Grundsatz der Subsidiarität ist auch der wirtschaftlichste.

Doch wie tiefen sitzen hier die kleinen Gesten des Helfens und der Anteilnahme?¹⁰

Einfache Regel

Das Subsidiaritätsprinzip richtet sich nicht gegen die größeren Gesellschaften, so als ob möglichst viele Aufgaben des Staates auf untere Ebenen verlagert werden müssten: Der Staat soll alle die Aufgaben verwirklichen, für die er da ist. Aber es setzt dem Hunger nach ständiger Ausdehnung seines Aufgabenbereiches Grenzen und schützt das Recht der „kleinen Lebenskreise“ gegen Übergriffe. Zugleich stärkt es damit die Lebensfähigkeit der Gesellschaft insgesamt, weil sich zum Beispiel der Staat auf seine Aufgaben konzentrieren kann und soll, sich aber nicht mit Dingen belasten darf, die in einen anderen Zuständigkeitsbereich gehören. In diesem Sinne muss auch die Maxime verstanden werden: „So wenig Staat wie möglich, so viel Staat wie nötig“.

Nun ist hier das Subsidiaritätsprinzip, oft als Hilfe für den Notfall, ja nur als Ersatzleistung aufgefasst worden. Dies ist eine verhängnisvolle Fehldeutung. Jedoch kann nicht übersehen werden, dass Nothilfe und Aushilfe eben auch Hilfe sind. Nothilfe als Ersatzleistung, als Feuerwehr für den Fall des Versagens, ist eben weniger als Hilfeleistung generell.

Thomas von Aquin (1224–1274) erklärte im Anschluss an Aristoteles (384–322 v. Chr.), dass eine übertriebene Vereinheitlichung und Gleichschaltung den Bestand

des aus verschiedenen Gebilden zusammengesetzten Gemeinwesens bedroht, genauso, wie Symphonie und Harmonie der Stimmen schwinden, wenn alle denselben Ton singen.

Das Subsidiaritätsprinzip gehört also zu den einfachen und grundlegenden Einsichten, die jedem Menschen zugänglich sind. Es schützt die Freiheit und Verantwortung der Person wie auch zwischen dem Einzelnen und dem Staat.

Im Widerspruch zum Subsidiaritätsprinzip stehen Forderungen der Zentralisierung, der Bürokratisierung, des Wohlfahrtsstaats, kurz: einer ungerechtfertigten und übertriebenen Präsenz des Staates und des öffentlichen Apparates: „Der Wohlfahrtsstaat, der direkt eingreift und die Gesellschaft ihrer Verantwortung beraubt, löst den Verlust an menschlicher Energie und das Aufblähen der Staatsapparate aus, die mehr von bürokratischer Logik als von dem Bemühen beherrscht werden, den Empfängern zu dienen; Hand in Hand damit geht eine Aufgabensteigerung“¹¹, schreibt Papst Johannes Paul II. (1920–2005) in seiner Enzyklika „Centesimus annus“ (CA) – Das hundertste Jahr – vom 1. Mai 1991. Der Papst aktualisierte nach hundert Jahren die Sozialenzyklika „Rerum novarum“ (RN) – Über die Arbeiterfrage – vom 15. Mai 1891.

Die Arbeiterfrage war die soziale Frage der vergangenen Jahrhunderte. Sie wurde weitgehend gelöst und gehört – was ihre Härte angeht – der Vergangenheit an. Nichtsdestoweniger erfahren die Arbeitnehmer, dass sie in unserer Gesellschaft keine gleichberechtigte Stellung einnehmen und nicht die gleiche Achtung genießen wie Angehörige anderer Schichten oder Menschen anderer Herkunft. Sie fühlen sich benachteiligt und diskriminiert.

In ihren Sozialenzykliken vermitteln aber die Päpste bis Franziskus ein Menschenbild, das den Einzelnen in einem Spannungsfeld zwischen Eigenverantwortung und Solidarität zeigt¹².

Wenn das Prinzip der Solidarität sagt, „was ist“, so trifft das Subsidiaritätsprinzip Aussagen darüber, wie das, „was ist“, am

besten und reibungslosesten funktioniert. Das Ziel ist das Dienen, die personale Würde stärken und so einen optimalen Grad an Unabhängigkeit und Selbständigkeit erhalten.

Ein Rechtsbegriff

Die Subsidiarität ist im Rechtsbereich häufig, und zwar als Mittel der Bestimmung des Verhältnisses von Normen, Rechtsinstituten oder Zuständigkeitsträgern zueinander. So lässt im Strafrecht die Subsidiarität, falls eine Straftat im Sinne der Gesetzeskonkurrenz mehrere Tatbestände erfüllt, solche Gesetze zurücktreten, die nur hilfsweise gelten sollen, falls nicht schon andere Gesetze die Strafbarkeit überhaupt oder eine höhere Bestrafung aussprechen, z. B. im Landfriedensbruch im Verhältnis zu anderen Gewaltdelikten. Im innerstaatlichen Recht auch im Grundgesetz, dass Deutschland im Verhältnis zur Europäischen Union dem Subsidiaritätsprinzip verpflichtet ist¹³. Man ist bestrebt, die Beachtung dieses Begriffes sicherzustellen.

Überprüft man das Subsidiaritätsprinzip des europäischen Gemeinschaftsrechtes mit der Enzyklika „Quadragesimo anno“, so ergibt sich keine völlige Übereinstimmung. Insbesondere ist die Schutzrichtung völlig unterschiedlich. Ausgangspunkt der Enzyklika ist der Schutz des Individuums, weshalb „dasjenige, was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden darf. So verstößt es gegen die Gerechtigkeit, das, was die kleineren und untergeordneten Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen können, für die weitere und übergeordnete Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen“¹⁴.

Im Unterschied hierzu bezieht sich das europarechtliche Subsidiaritätsprinzip nicht auf das Verhältnis Individuum/Staat oder Individuum/Gemeinschaft, sondern allein auf das Verhältnis der nationalen Mitgliedstaaten zu der Europäischen Uni-

on. In Quadragesimo anno heißt es dazu, was die kleineren und untergeordneten Gemeinwesen leisten können, sollen die übergeordneten Gemeinschaften nicht in Anspruch nehmen¹⁵. Dasselbe sagt das europäische Subsidiaritätsprinzip. Was die Mitgliedstaaten in ausreichender Weise erfüllen können, soll der Europäischen Union nicht zustehen¹⁶.

Was den Staat nun in Deutschland betrifft, so entspricht ein föderativer Aufbau eher dem Anliegen der Subsidiarität als ein zentralistischer. Auch die internationale Staatengemeinschaft sowie die Zusammenarbeit zwischen Industrienationen und Entwicklungsländern wird umso erfolgreicher sein, je mehr die Eigenart der Völker gewahrt bleibt und die Entwicklungshilfe den Aufbau einer jeweils eigenen leistungsfähigen Volkswirtschaft bezweckt.

Ein Blick in die Zukunft

Die christliche Soziallehre sollte wieder an Aufmerksamkeit gewinnen, denn man fragt nach dem christlichen Menschenbild und den Ableitungen daraus für das gesellschaftliche Leben. Das ist gerade jetzt auch bei der Altersarmut in Deutschland verständlich. Denn Krisenzeiten, in denen die herrschenden Auffassungen mit den auftretenden Problemen nicht fertig werden, veranlassen, nach anderen Wegen zu suchen, die aus der misslichen Lage herausführen könnten.

Jede Gesellschaft, die das Grundgesetz des gegenseitigen Helfens, des Helfens und Geholfen Bekommens, aufgibt, muss unweigerlich in große Schwierigkeiten geraten. Hilfe darf niemals erdrücken, unterdrücken und schematisieren. Es trübe den Menschen in seiner personalen Würde. Statt Förderung zur Verbesserung und höherer Entfaltung wäre die Folge der Zerstörung seiner personalen Menschlichkeit. Jede Hilfe, die nicht hilft, sondern zwängt, ist unglaubwürdig und untergräbt die Autorität des Staates. So wird manches, was als Hilfe deklariert wird, bei näherem Hin-

sehen als Ausfluss schnöden Machtstrebens entlarvt. Das Ziel ist nicht Dienen, sondern Herrschen.

Jeder Mensch hat aber aufgrund seiner personalen Würde Anspruch auf Selbstverwirklichung. Die Gemeinschaft muss ihm den notwendigen Raum hierfür bereitstellen. Die Selbstverwirklichung muss dann vom einzelnen Menschen selbst je nach seinen Fähigkeiten und Bedürfnissen erfolgen. Die Gemeinschaft kann und darf ihm seine Selbstverwirklichung nicht abnehmen. Wollte die Gemeinschaft das tun, nähme sie ihm die ihm gestellte Aufgabe, seine personalen Anlagen zu entfalten. Die Verkümmern dieser Anlagen wäre die Folge.

Für die spezifischen Probleme der neuen Informationsgesellschaft bieten die klassischen Modelle in der sozialen Sicherheit keine abschließenden Lösungen mehr, aber der Solidarbedarf ist heute größer denn je. Prinzipien wie Solidarität und Subsidiarität sind auf Grund der Zeichen unserer Zeit neu zu formulieren. Wer dies beachtet, erkennt, wie sehr das Subsidiaritätsprinzip der Natur der menschlichen Gesellschaft gemäß ist. Er erkennt auch, dass das Subsidiaritätsprinzip nicht im Gegensatz zur Solidarität steht, sondern vielmehr seine Ergänzung ist.

Bei allen Kontroversen um das richtige Verhältnis im einzelnen hat der Subsidiaritätsgedanke in der katholischen Soziallehre und evangelischen Sozialethik (christliche Soziallehre) doch zu einer allgemeinen anerkannten sozialethischen Grundüberzeugung des Inhalts beigetragen, dass die Selbsthilfe des einzelnen und die Hilfe der kleineren, nichtstaatlichen Gemeinschaften Vorrang haben vor der Hilfe durch die größeren Gemeinschaften, insbesondere durch den Staat.

Weltwirtschaftlich fordert Subsidiarität die Entfaltung der Produktivkräfte in den weniger entwickelten Ländern sowie den Verzicht auf Protektionismus und die Öffnung der Märkte in den reichen Ländern, damit auch die ärmeren Volkswirtschaften ihre komparativen Kostenvorteile handel-

spolitisch nutzen können. Subsidiarität verpflichtet die Industriestaaten zur Entwicklungshilfe, wobei private Investitionen und berufliche Qualifikation die Schlüsselstellung zukommt.

Politischer Streit wird es trotz des Subsidiaritätsprinzips auch in Zukunft geben. Aber für seine Schlichtung sind Rechtsgrundlagen gegeben und die Auseinandersetzung kann notfalls gerichtlich entschieden werden.

Die Verwirklichung von Subsidiaritätsforderungen ist immer ein Gradmesser für Freiheitlichkeit. Prinzipien wie Personalität, Solidarität und Subsidiarität sind auf Grund der Zeichen unserer Zeit neu zu formulieren.

In weiten Bereichen ist die überwältigende Mehrheit der Individuen ohne die von der Gemeinschaft geschaffenen Vorbedingungen nicht in der Lage, ihre naturgegebenen Anlagen zu nutzen, geschweige denn sie zu entfalten.

Das Subsidiaritätsprinzip muss hier zum Fundament einer erneuerten Bürgergesellschaft werden. Neben den Familien sind heute Bürgerinitiativen, Umweltverbände und kirchliche Gruppen die schützenswerten Zwischeninstanzen, die zur gesellschaftlichen Orientierung beitragen können. Wir nennen es das Gemeinwohl. Oder: Ziel jeder Gesellschaftstätigkeit hat das Gemeinwohl zu sein. Hieraus ergibt sich, dass die Gesellschaft helfen soll, aber nicht unterdrücken darf. Der Einzelne und die kleineren Lebenskreise behalten ihre Rechte und Freiheiten, das zum guten Ende zu führen, was sie aus eigener Kraft und eigenem Antrieb vollziehen können. Dieser Satz beinhaltet die Verpflichtung zur Eigenleistung aus der Eigenverantwortung.

Die Kirchen haben dabei eine Botschaft an alle Menschen. Für sie kann der Horizont von Subsidiarität, Solidarität und Gerechtigkeit über Deutschland und Europa hinaus nur ein weltweiter sein. Was machen mit dem Subsidiaritätsprinzip heute also die Kirchen? Haben sie aus der Geschichte dazu gelernt? Sie sehen es in unserer Zeit wenigstens als ihre Aufgabe an, der gegen-

wärtigen Situation in der Gesellschaft auf Perspektiven des christlichen Glaubens für ein humanes Gemeinwesen, auf das christliche Verständnis vom Menschen, auf unveräußerliche Grundwerte hinzuweisen. Denn es geht ein Riss durch unsere Gesellschaft zwischen Reich und Arm. Neben der Subsidiarität sind Solidarität und Gerechtigkeit somit notwendiger denn je. Diese Merkmale gehören zum Herzstück jeder biblischen und christlichen Ethik. Die Kirchen können dazu beitragen, eine Politik des ökologischen Strukturwandels möglich zu machen, wenn sie den biblischen Gedanken der Umkehr auf eine Änderung des Lebensstils hin auslegen und an der Gleichsetzung von „gut leben“ und „viel haben“ Kritik üben.

Anmerkungen:

- 1 Heinz Bude, Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee. München 2019, S. 9.
- 2 Papst Franziskus, Der Name Gottes ist Barmherzigkeit. München 2017, S. 117.
- 3 Nr. 1.2 der Enzyklika „Laborem exercens“ (LE) – Über die menschliche Arbeit – vom 14.9.1981.
- 4 Anthony B. Atkinson, Ungleichheit. Was wir dagegen tun können. Stuttgart 2016, S. 110.
- 5 Ulrich Lilie, Unerhört! Vom Verlieren und Finden des Zusammenhalts. Freiburg im Breisgau 2018, S. 11.
- 6 Richard Wilkinson, Kate P. Pickett, Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind. 5. Auflage. Berlin 2016, S. 29.
- 7 QA Nr. 79.
- 8 Roland und Andrea Tichy, Die Pyramide steht Kopf. Die Wirtschaft in der Altersfalle und wie sie ihr entkommt ... München 2003, S. 39.
- 9 § 2 Abs. 1 Sozialgesetzbuch Zwölftes Buch (SGB XII) – Sozialhilfe –.
- 10 Bude, Solidarität, S. 91.
- 11 CA Nr. 48.
- 12 Papst Franziskus, Apostolisches Schreiben „Evangelii Gaudium“ über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute vom 24.11.2013. – Enzyklika „Laudato si“ über die Sorge für das gemeinsame Haus vom 24.5.2015.
- 13 Art. 23 Grundgesetz (GG).
- 14 QA Nr. 79.
- 15 QA Nr. 79.
- 16 Art. 5 Vertrag über die Europäische Union (EUV).

Literaturdienst

Elmar Nass: Utopia Christiana. Vom Kirche- und Christsein heute. Zwei kirchenutopische Dialoge. Mit einem Geleitwort von Erzbischof Dr. Ludwig Schick. Münster 2019, 256 S., ISBN 978-3643142214.

Der Titel des Buches lässt aufhorchen: Gibt es noch Utopien vom Christsein heute und morgen? Er lässt Hoffnungen entstehen in dieser mitunter hoffnungslosen Kirchenwirklichkeit. Erzbischof Schick von Bamberg schrieb ein überaus lesenswertes kurzes Geleitwort, in dem er gedanklich an Klaus Hemmerle anknüpfte, der schon 1970 der Frage nachging, wie es der Kirche gelingt, die Glaubensschätze in der Zukunft weiterzugeben.

Nass wählt für sein Buch zwei Dialoge: einen über das „Werden einer Vision von Kirche“ und einen über „Kirche und Christen von heute und gestern“. Es ist überaus erfrischend diesen Dialogen zu folgen. Wie anders könnten Glaube und Kirche sich realisieren als im Dialog, ganz so wie das Neue Testament es beschreibt. Dabei benutzt Nass eine sehr verständliche Sprache. Durch das ganze Buch ziehen sich konsequent ein pastoraler und wirklichkeitsnaher Ansatz und ein sehr glaubwürdiger Stil. Dies ist für einen Professor der Sozialethik sicherlich nicht unbedingt selbstverständlich. Unschwer lässt sich erkennen, dass Nass selbst eben solche kostbaren echten und offenen Dialoge führt, und manchmal hat man den Eindruck, die handelnden Personen haben eine Realität in der Erfahrung des Seelsorgers. Es tut gut, beim Lesen mit Nass eigene Vorstellungen von der Zukunft des Christseins entstehen zu lassen.

Inhaltlich geht es Nass, für den Rezensenten nachvollziehbar, um das Hervorheben transzendenter Erfahrungen und Wirklichkeiten, die er derzeit in Lehre und Praxis oftmals zu wenig berücksichtigt findet.

Trotz dieser positiven Aspekte war der Rezensent beim Lesen des Buches ab und zu anderer Meinung. In den Dialogen grenzt sich Nass zum Beispiel von den Ethikvorstellungen des Philosophen Habermas ab. An mehreren Stellen (so z.B. S. 101, S. 131 und S. 153) tauchen seine eigenen sozialetischen Positionen auf, die im Wesentlichen um die Frage nach der Autonomie einer Moral kreisen. Nass spricht von Mission und Bischöfen, die diese vorantreiben, und vertritt z.B. die Meinung, am Zölibat könnte man eh nichts ändern, weil es weltkirchlich geschehen muss. Sicher, es ist legitim diese theologischen und kirchlichen Vorstellungen zu hegen. Für eine Zukunft des Glaubens scheinen sie dem Rezensenten weniger wichtig zu sein.

In Summe weckte das Buch beim Rezensenten Hoffnungen und wirkt inspirierend, selbst wenn er nicht alles unterschreiben kann. Vor allem aber braucht es Mut, ein solches Buch zu schreiben. Man macht sich angreifbar, weil keiner in die Zukunft blicken kann. Dieser Mut verdient höchste Anerkennung.

Im Vertrauen auf die Kraft des Evangeliums, die sich dialogisch entfaltet, werden unterschiedliche Positionierungen relativiert und Brücken geschlagen und dies je mehr, umso praktischer er gelebt wird. Hierzu kann das Buch eine Hilfe sein.

Michael Müller-Vorbrüggen

Jörg Bremer (Hrsg.): Ein Kelch für zwei. Zur ökumenischen Debatte um die Kommunion bei konfessionsverbindenden Paaren. Ostfildern 2019, 160 S., 24 Euro, ISBN 978-3786731870.

Jörg Bremer „Ein Kelch für zwei“ – der Titel des Buches kommt bewusst ohne Satzzeichen aus. Es bleibt damit offen, ob es sich dabei um eine Feststellung, eine Hoffnung oder um die Frage handelt, wann und unter welchen Bedingungen evangelische Partner konfessionsverbindender Paare die Eucharistie empfangen dürfen sollten. Die Offenheit des Titels wird von den Autoren der einzelnen Beiträge gefüllt. Jörg Bremer, selbst Journalist und Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, von 2009-2017 Romkorrespondent und dort Mitglied der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde, sammelt als Herausgeber eine bunte Mischung von Stimmengabe, um „zur Debatte um die Kommunion bei konfessionsverbindenden Paaren“, wie es im Untertitel heißt, eine gewisse Bandbreite an Meinungen und Argumenten abzubilden. Von Berichten und Betroffensein bis hin zur theologischen Reflexion und kirchenrechtlichen Argumentation, von emotionalen oder auch politischen Appellen bis zu rational gehaltenen Analysen, sowohl evangelische als auch katholische Perspektiven – die Vielfalt der beruflichen und persönlichen Hintergründe der Autoren spiegelt sich in den Beiträgen wider.

Der Focus liegt dabei nicht nur auf einer theologischen Auseinandersetzung. Denn scheinbar – so Bremer in der Einführung – puzzeln katholische Theologen, „die die Würde ihrer Theologie höher erachten als das Leid von Gemeindemitgliedern, an der Eucharistie-Frage ohne ein Gefühl der Dringlichkeit“ (11). Die „Dringlichkeit“, die hier empfunden wird, und das „Leid“ mag in einigen Beiträgen dazu verleiten, in eine ungesunde Polemik und die Unterstellung zu verfallen, es gehe nur „um Macht, Deutungshoheit, ums Recht behalten“ (Leyendecker, 60). Dadurch wird nicht zuletzt deutlich, dass es im Ökumenischen Dialog weiterhin

Aufgabe bleibt, deutlich zu machen, welchen Wert und welche Bedeutung die Eucharistie für den katholischen Gläubigen hat, – dass sie „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ (LG II) ist – was eben auch den Ausgangspunkt für Auseinandersetzungen bildet, wie Kasper in seinem Beitrag deutlich macht (63). Folgt man der Empfehlung Bremers und konstruiert keinen „Widerspruch zwischen Pastoral und Dogma, wiewohl doch in einer lebendigen Kirche beides eine Einheit bilden muss“ (13), so mag man genau zum entgegengesetzten Schluss kommen, als teilweise suggeriert: Dass die Diskussion doch nicht ohne theologische Argumente auskommt, die mitbedacht werden müssen. Die Beiträge von Walter Kardinal Kasper (Das innere Verlangen und das Gewissen. Zur Diskussion um katholisch-evangelische Kommuniongemeinschaft), Wolfgang Thönissen (Martin Luther und die Sakramente. Evangelische Teilnahme ist grundsätzlich möglich), Karl-Heinz Wiesemann (Mit Christus gehen – Der Einheit auf der Spur. Theologische Aspekte in der Orientierungshilfe), Markus Graulich SDB (Gemeinsamer Kommunionempfang in konfessionsverschiedenen Ehen. Kirchenrechtliche Rückfragen) und Karl-Hinrich Manzke (»Die Tür ist aufgeschlossen«. Eine evangelische Perspektive) stechen hervor, indem sie die für die Debatte relevanten Argumentationslinien aufzeigen.

So zeichnet Kardinal Kasper als Kenner und (teilweise) Zeitzeuge die Entwicklung der ekklesiologischen Reflexionen und die daraus resultierende Öffnung der *communicatio in sacris* bis hin zu den Kriterien für den Eucharistieempfang, wie sie Johannes Paul II. in der Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* von 2003 formuliert, nach. Auch wenn dies im aktuell geltenden Kirchenrecht noch keinen Niederschlag gefunden hat, kommt er zu dem Schluss, dass das Kriterium der schweren Notlage, wie es der Codex von 1983 bestimmt, durch den Begriff des inneren Verlangens weitergeführt sei. Kasper führt aber gleichzeitig aus, hier sei „nicht ein nur relativ oberflächlicher Wunsch gemeint“, es sei vielmehr „eine Frage des Glaubens“ (68). Abschließend geht er auch auf die „besondere Situation der konfessionsverbindenden Ehen“ (69) ein.

Wolfgang Thönissen sucht in seinem Beitrag, Missverständnisse und Fehlannahmen bzgl. der Theologie Luthers aus dem Weg zu räumen und zu zeigen, dass viele konfessionelle Gegensätze, insbesondere bzgl. der Sakramente, konstruiert sind. Auch wenn er nicht leugnet, dass es unter anderem „in der Frage von Amt und Ordination durchaus noch große Unterschiede gibt“ (93), nimmt er damit vielen Auseinandersetzungen den Wind aus den Segeln und bereitet einem fruchtbaren Dialog den Boden.

Karl-Heinz Wiesemann äußert sich als ein Befürworter der „Orientierungshilfe“, deren Ziel es sei, „den

Ertrag langjähriger theologischer Diskussionen und Reflexionen so zusammenzufassen, dass sich die pastorale Praxis konkret danach richten kann" (101). Dabei legt er ausgehend von zentralen lehramtlichen Dokumenten der jüngeren Zeit dar, welche Prämissen die Grundlage für die Argumentation der Orientierungshilfe bilden und seiner Meinung nach den Spielraum ermöglichen, dass sich – „keineswegs eine allgemeine und unterschiedslose Zulassung konfessionsverbindender Ehepaare zur gemeinsamen Kommunion" – aber „eine grundsätzliche Möglichkeit zu dieser Zulassung schlüssig und plausibel ergibt" (109).

Mit einigem Feingefühl für die Überlegungen auf katholischer Seite zeigt Karl-Hinrich Manzke, dass ihm deren Problemstellung grundsätzlich nicht unzugänglich ist. Die Orientierungshilfe wertet er dabei als „einen Schritt auf dem Weg zur sichtbaren Einheit" (144), möchte aber nicht, dass „aus evangelischer Sicht die Schwächen des vorgelegten Textes (...) verschwiegen werden." (152) und gibt aus dieser Perspektive noch Einiges zu bedenken.

Mit dem Beitrag von Markus Graulich gelingt es dem Buch von Jörg Bremer die Breite der Diskussion einzuholen. Dabei zieht Graulich als Kirchenrechtler kenntnisreich nicht nur die einschlägigen Dokumente zu Rate, sondern auch lehramtliche Äußerungen, die deren Kontext bilden, aber unbekannter sind. Er demonstriert, dass man auf deren Basis völlig redlich auch zu dem entgegengesetzten Schluss kommen kann: Für den Empfang der Eucharistie habe jeder sich selbst zu prüfen. „Dies gilt nicht nur im Hinblick auf die persönliche Disposition, sondern auch für den engen Zusammenhang zwischen Eucharistiegemeinschaft und Kirchengemeinschaft, zwischen Kommunion und Communion" (133).

Man darf nun mit Bremer hoffen, dass der „Kairos" (15) nicht verstreicht und mit 2030, „weil sich dann zum 500. Mal die Confessio Augustana jährt" (11), ein Zeitpunkt heraufdämmert, der Anlass ist, eine Einiung in den noch strittigen theologischen Fragen nach Eucharistie und Amt zu erzielen und so die Eucharistiegemeinschaft zu ermöglichen. Das Buch gibt durch seine Vielfalt einen guten Einblick in die Problematik.

Josefin Weglage

Matthias Remenyi, Thomas Schärfl (Hrsg.): Nicht ausweichen. Theologie angesichts der Missbrauchskrise. Regensburg 2019, 276 S., 24,95 Euro, ISBN 978-3791731124.

Homosexuelle Menschen leiden psychisch am IH-„Virus". Hinter der Abkürzung IH verbirgt sich die wissen-

schaftlich breit erforschte „internalisierte Homophobie", jene psychische Deformation im Selbstgefühl, unter der viele, der Autor des entsprechenden Beitrags, Ruben Schneider, sagt: alle LSBTIQ-Menschen leiden, besonders aber religiöse Menschen, die zu diesen Personengruppen gehören, eben weil die katholische Kirche gelebte Homosexualität entschieden ablehnt. Daran zu erinnern hat der vorliegende Band selbigen Ruben Schneider zu verdanken, der aus sehr persönlichen und aus seiner wissenschaftlichen Forschung als Religionsphilosoph einen instruktiven Aufsatz zu dieser Thematik beisteuert. Diese internalisierte Homophobie ist dann oft, und dies ist für die katholische Kirche dramatisch, die Grundlage für externalisierte Homophobie, die sich nicht nur in Äußerungen von Priestern, Bischöfen und Kardinälen wiederfindet, sondern auch in lehramtlichen Stellungnahmen, z.B. im Katechismus der Katholischen Kirche. Wenn stimmt, was Wunibald Müller in seinem Beitrag schreibt, dass 30 Prozent des Klerus homophil ist, ist auch hier die Verbreitung einer tief liegenden Selbstablehnung aufgrund homophilen Begehrens mehr als eine Vermutung.

Nicht die homosexuelle Neigung an sich ist Ursache für sexuellen Missbrauchs. Dies konstatieren auch hier wieder drei der Autoren der MHG-Studie. Immerhin betreffen 36 Prozent der in der MHG-Studie festgestellten Missbrauchsfälle Mädchen. Das missbräuchlich gelenkte Begehren ist vor allem zurückzuführen auf die Verleugnung von sexuellem Begehren an sich und Beziehungswünschen, die dieses ausdrückt. Wenn dann ein starkes Machtgefälle zwischen „dem Priester" und „dem Laien" besteht (Kinder und Erwachsenen), das in keinen Widerspruch duldet, ist denen, die mit sich nicht im Reinen sind, Tür und Tor geöffnet zu den schrecklichen Taten, die sich ein normal gläubiger Christ gar nicht vorstellen kann.

Die Überlebenden und Opfer (Hildegund Keul fordert zu Recht in ihrem Beitrag über Vulnerabilität und Vulneranz, auch diejenigen mitzubedenken, die den sexuellen Missbrauch nicht überlebt haben, z. B. weil sie Suizid begangen haben) haben im Buch mit eindrücklichen Selbstzeugnissen zunächst das Wort. Der weitere Beitrag des Bandes zur theologischen Reflexion, besonders zur unmenschlichen Überhöhung des Weihecharakters des Priesteramtes (vgl. auch „Unheilige Theologie", vgl. <https://kath-maennerarbeit.de/striert-werden-hg-unheilige-theologie/>) macht aber deutlich, dass es nicht damit getan ist, Täter zu überführen und zu bestrafen und Präventionsmaßnahmen zu installieren. Es ist eben kein „Missbrauch des Missbrauchs", wie manchmal zu hören ist, wenn die Autorinnen und Autoren des Buches eine Revision der Ämterfrage fordern. Das Nachdenken über das lehramtliche Selbstverständnis ist längst überfällig. Der

Offenheit der Missbrauchsoffer ist es zu verdanken, dass dies nun wieder auf der Tagesordnung ist (Eugen Drewermann hat dies 1990 schon einmal getan).

Natürlich würde beispielsweise Gewaltenteilung zwar zu einem Teil-Machtverlust der Bischöfe und Priester führen. Aber sie würde sie auch befreien. Befreien von der ungeheuren Last, mit dem Weiheakt eine Art Übermensch sein zu müssen, dessen Anspruch den einzelnen Menschen schier überfordern kann. Die Würde des Menschen, so konstatiert denn auch Erwin Dirscherl schlicht, sei nicht steigerbar durch eine Überhöhung durch eine Weihe. Der Anspruch, dieser Würde auch im Umgang miteinander gerecht zu werden, sei schon hoch genug (wie die Missbrauchsfälle traurigerweise bezeugen), als dass es einer Art Sonderschaltstelle zu Gott bedürfe. Eine Kirchenverfassung, die aufs Engste mit dem Anspruch einer Übermenschlichkeit seiner geweihten Mitarbeiter verbunden ist, droht, wenn diese an diesem Anspruch scheitern, insgesamt selbst das Scheitern.

Hoffnung macht das Buch u. a. dadurch, dass Priester selbst (die Jesuiten Godehard Brüntrup und Hans Zollner, Wolfgang Beinert und der Generalvikar des Bistums Essen Klaus Pfeffer) durch ihre Aufsätze zeigen, wie die Fallstricke, in die Priester durch ihre Weihe verwickelt sind, aufgelöst werden können. Beispielsweise sieht Klaus Pfeffer in der Überhöhung des Priesteramtes und der Ansprüche an Macht über die Seelen der Gläubigen einen revidierungsnotwendigen Schritt. Gleichzeitig sieht er auch darin selbstkritisch eine der Ursachen für das jahrelange Wegschauen und Leugnen in Bezug auf die Täter in den eigenen Reihen. In dieser Weise äußern sich Priester selten – zu selten, aber umso bemerkenswerter hier.

Wieder einmal ein wichtiges Buch und ein nötiges Buch, das neben vielen offenen Fragen vor allem aber zeigt, dass Theologie und Kirche aus der Missbrauchskatastrophe lernen können. Jetzt braucht es „nur“ noch den Mut zum Handeln. Der nun beginnende „Synodale Weg“ bietet eine weitere Chance dazu.

Andreas Heck

Albert Damblon: Dem Tod entgegenbalancieren. Leben mit der Sterblichkeit, Würzburg 2019 9,90 Euro, kartoniert 126 S., ISBN 978-3429054106.

Ja, auch ich möchte gerne weiterleben, so lange es geht. Selten verschwende ich Gedanken an die todsichere Wahrheit, „*dass ein Ende mit mir haben muss und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muss*“ (Ps 39,4) – so wunderbar von Johannes Brahms im Deutschen Requiem vertont. Wir predigen so viel

Trostreiches, Verheißungsvolles und Österliches. Solche Predigten sind immer auch Protest gegen den Tod, der auch uns Predigenden im Nacken sitzt. In der Seelsorge begegnen uns permanent Vorböten der eigenen Sterblichkeit: bei Besuchen an Sterbebetten und Hinterbliebenen, bei Friedhofsgängen, im Aushalten des Fragmentarischen unserer seelsorglichen Bemühungen, im Ausbuchstabieren der „letzten Dinge“ und beim Stameln der Osterbotschaft. Doch stellen wir uns wirklich existentiell der eigenen Endlichkeit? Erschüttert mich die Aussicht, dass es eine Zeit gab, in der ich nicht dabei war und bei der ich nicht mehr anwesend sein werde? Nehme ich mir Muße, inmitten der verrinnenden Zeit meiner eigenen Sterblichkeit ins Auge zu schauen? Oder verdränge ich fleißig, rede irgendwie fromm über den eigenen Tod hinweg? Kommt „im reifen Alter“ die Zeit, sich mit dem Unausweichlichen zu beschäftigen?

Mit viel Zustimmung und Gewinn habe ich das neue Büchlein von Albert Damblon gelesen: „*Dem Tod entgegenbalancieren*“ – eine ehrliche Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit. Der Autor bringt sich selbst ein; Damblons Kurztexte sind kleine Beobachtungen, die luzide Erhellung von Alltagssituationen. Der Seelsorger nimmt die Leser mit auf Rückwegen in seine eigene Vergangenheit, in dichte Begegnungen mit versehrten und überforderten Menschen. In solchen Momenten erwacht die Sehnsucht nach dem Ewigen, dem Himmel, der Seligkeit, der tiefe Wunsch nach der Wahrheit der Osterbotschaft. Was bleibt, wenn ich gehe, wenn es für mich keine irdische Zukunft mehr gibt? Es bleibt die Hoffnung auf den treuen Schöpfer, der mein fragiles Ich nie auslöscht und meinen Namen im Gedächtnis bewahrt. Damblon wagt sich an eine kleine Schule des Sterbens und des wachen Lebens. Immer wieder werden seine Betrachtungen durch lyrische Passagen und kleine predigtartige Betrachtungen unterbrochen und belebt. Die Betrachtungen sind durchzogen von Selbstreflexionen, die dem Seelsorger während einer Begräbnisliturgie, einem Friedhofsbesuch, einem Hausbesuch bei Kranken kommen. Der eigene Umzug gerät zum Vorböten des endgültigen Umzugs; der rückwärtsgewandte Sitz gegen die Fahrtrichtung im Zug und der Blick hinaus in die verfliegende Landschaft wird zum Gleichnis des Lebens, in dem die Vergangenheit wächst und das Ziel nicht fassbar ist. Vordenker wie der österreichische Schriftsteller Thomas Bernhard oder Erasmus von Rotterdam kommen zu Wort, vor allem aber der Seelsorger und Prediger Albert Damblon. Einige Beiträge waren bereits im Radio hörbar. Mit diesem sehr persönlichen Büchlein lädt uns der Autor ein, aufmerksamer sein eigenes befristetes Leben wahrzunehmen und Anfänger in der Schule des Sterbens und eines dankbaren Daseins zu werden.

Kurt Josef Wecker

Auf ein Wort

Verfluchung

Vergebung - jetzt oder nie!

Verrückt vor Verfluchung

lasse ich zu, dass du deine Burgen baust
mit den Geschichten unserer Klage.

Lass nur!

Nagle ruhig in unsere Herzen
die Verrücktheit der Undankerfahrungen.

Ein Tag wird kommen, an dem weder ich noch dein Gold
noch deine Schätze

Wert haben werden.

Wie der Wind, der ohne Erklärungen geboren wurde,
wie das Meer, wie der Mond, wie die Sonne,
von unsichtbarem Schöpfer.

Er wird eine Tür öffnen, die nicht unsichtbar sein wird.

Weder dein Gold noch deine Weisheit werden die Losung kaufen.

Deine unreinen Absichten und Gedanken,
deine vorsätzlich als gebildet aufgesetzten Gesichter
werden nicht durch die Tür gehen (...)

Denn allein die Fähigkeit zum Empfinden,
die stumm ist und unschuldig,
wird fühlen (...)

Wenn man durch die Tür ins Innere eintritt, sieht - die Freiheit
erscheint!

Und die Verrückten, so rein, so misshandelt,
werden da an meiner Seite stehen. (...)

*E. de Lima Mota, zitiert nach:
Hadwig Ana Maria Müller, Theologie aus Beziehung.
Missionstheologische und pastoraltheologische Beiträge.
Ostfildern 2020, S. 53.*

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Prof. em. Dr. Heinz-Josef Fabry, Sternenburgstraße 65, 53115 Bonn | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstr. 6, 52066 Aachen | Prof. Dr. Alexander Saberschinsky, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Manfred Glombik Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E